

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedeböhl

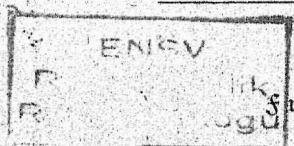
unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron G. v. d. Brüggen, Prof. Dr. C. Dehio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glasenapp, Dr. E. v. Nottbeck, A. Tobien u. A.

Inhalt:

Zur Geschichte der Doblen'schen Kirche. Von Pastor Dr. A. Bielenstein	1
Gustav Adolph u. die Rudbeck'sche Kirchenvisitation. Von Dr. E. v. Nottbeck	29
Alexander Baron von der Paklen †. (Nebst einem Bildniß in Lichtdruck)	45
Politische Korrespondenz	51
Notizen.	57
Beilage: Neue Gedichte von Helene von Engelhardt.	
Altes Blut. Skizze von Sylva Testa (Freifrau Staël von Holstein-Testama).	
Kunstbriefe. IV. Von J. Norden.	
Litterarische Umschau.	

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der „Balt. Mon.“ (Riga, L. Weidendamm 5) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



Reval.

Franz Kluge.

1896.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
A. v. Lidebühl in Riga, I. Weidenbaum 5, zu richten.

Dr. S. Krögers

Heil- u. Badeanstalt

mit Pensionat.

Hydrotherapie, Elektrizität,
Massage, Diätkuren.

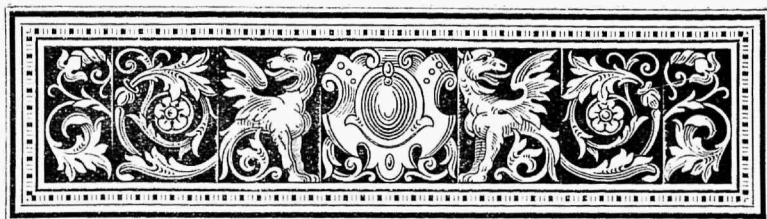
Besitzer und leitender Arzt:

Dr med. Ernst v. Hirschheydt,

RIGA,

Kirchenstrasse 18.





Einiges zur Geschichte der Doblenschen Kirche¹⁾.

Von Pastor Dr. A. Bielenstein.

I.

Im Jahre 1495 soll, ist überliefert, Walter von Plettenberg, der Ordensmeister zu Livland, die Doblensche Kirche gebaut haben. Erschallte vordem noch keine christliche Predigt in dieser Gegend? Gab es zuvor hier noch kein Bethaus, wo die Kniee sich beugten im Namen Jesu Christi? Schon zweihundert Jahre vordem war mit der deutschen Herrschaft das Christenthum zu den Semgallen, den lettischen Einwohnern, westlich von der Na gekommen. Aber die Anfänge reichen noch viel weiter zurück. Im Jahre 1219 hatten die Semgallen von Mesothen (Heinr. v. Lettl., Kap. XXIII § 3) den Rigaschen Bischof Albert freiwillig gebeten, sie in die Gemeinschaft der Christen aufzunehmen und ihnen Schutz vor den Littauern zu gewähren. Bischof Albert erfüllte ihre Bitte, schickte Geistliche und bewaffnete Männer, die beide freundliche Aufnahme in Mesothen fanden. Das war der Anfang christlicher Kirche an der Na, unterhalb Bauske. Bald darnach †, 1230 (L. U. B. 1, p. 134, Nr. 103) nahmen die Kuren an den beiden Ufern der Windau und Abau freiwillig das Christenthum und die Oberherr-

¹⁾ Der verkürzte Inhalt des Folgenden ist bei der Feier des 400-jährigen Kirchenjubiläums am 3. September 1895 der Doblenschen Gemeinde vom Verfasser vorgetragen worden.

schaft der Deutschen an, und schlossen mit dem Nuntius des Cardinals Otto, Balbain von Alna, einen Vertrag, in welchem sie sich verpflichteten, christliche Priester aufzunehmen, als wahre Christen diesen zu gehorchen, nach ihren heilsamen Mahnungen stille zu werden, sie gegen Feinde wie sich selbst zu vertheidigen, den von päpstlicher Autorität ihnen einzusetzenden Bischof, mit Ehrfurcht und Hingabe wie ihren Vater und Herrn aufzunehmen, die Gerechtigkeit dem Bischof und seinem Prälaten jährlich zu leisten, wie die Eingeborenen von Gothland es thäten. Unter diesen Bedingungen war jenen Kuren beständige Freiheit (*perpetua libertas*) zugesagt, so lange sie nur nicht vom Christenthume abfielen, und keine anderen Lasten wurden ihnen aufgelegt, als nur noch diese, daß sie die Kriegszüge gegen die Heiden sowohl zum Schutz des christlichen Gebietes, als auch zur Ausbreitung des christlichen Glaubens mitmachen sollten. Dieser friedliche Pakt von 1230, welcher niemals oder nur ganz vorübergehend verletzt ward, brachte dem Abau-Gebiet den Namen von Friede-Kurland (*Vrede euronica*) ein, und ist in seiner Genauigkeit hochinteressant, sofern er die milden und billigen Grundsätze angiebt nach welchen die christliche Kirche und der deutsche Orden mit den heidnischen Eingebornen auch in andern Theilen des baltischen Landes zu verfahren pflegten, wenn diese das Evangelium annahmen und dabei verharren.

Seit 1230 blieb Nord- und West-Kurland in den Händen der Christen, und der Weg, den die deutschen Ordensherren zu Lande von Marienburg nach Riga machten, führte lange über die Ordensschlösser Memel, Grobin, Goldingen, Randau, Tuckum um das Semgaller-Gebiet zwischen der Na und den Quellen ihrer westlichen Zuflüsse (Blieden, Doben [Dobelsberg], Muß) herum. Hier wurde noch viel gestritten und Blut vergossen, bis um's Jahr 1290 die Semgaller selbst ihre festen Burgen Doblen, Terweten (bei Hofzumberge), Ratten (bei Schagarren), Sidroben (bei Janischki) in der Noth des Hungers und im Bewußtsein der Ohnmacht preisgaben und soweit sie durch ihre Feindseligkeiten compromittirt waren, nach Süden zu den Littauern auswanderten (cf. Doblen, ein kulturhistorisches Bild aus Semgallens Vorzeit v. A. Bielenstein in der Balt. Monatschrift 1873, I und II). Schon in jenen kriegerischen Jahrzehnten hat nach heutiger Volkssage eine erste Kirche in unsre

Gegend, nämlich auf dem Heiligenberge (oft aus Irrthum „Schwedenschanze“ genannt) bei Hofzumberge gestanden. Eine „Kirche“ ist es gewiß nicht gewesen, aber wohl eine Kapelle in dem festen „Hause“, welches der D. M. Willekin von Schauerburg im Winter zwischen 1286 und 1287 der Terwetenburg gegenüber auf dem Heiligenberg gebaut hat (Meimchron. B. 9899—9960). Eine solche Hauskapelle hat in keiner Ordensburg gefehlt.

Wann nach 1290 auf dem Hügel an der Berse, wo jetzt der Hochbau der alten Doblenschen Ordens-Komthurei emporragt, nach Beseitigung der semgallischen Pallisaden, die ersten Mauern des deutschen „Hauses“ mit christlicher Kapelle aufgeführt sei, sagt uns kein Zeugniß jener Zeit. Jedenfalls aber dürfen wir annehmen, daß, wie das Schwert in die Scheide gesteckt war und Pflug und Sichel ihre friedliche Arbeit auf den verwüsteten Fluren wieder begannen, auch die Diener Gottes, die Priester der Kirche ihrer Pflicht gewartet haben, das Volk zu lehren, wie es ein Volk des wahren Gottes werden könne. Es giebt merkwürdige Beweise dafür, daß in unsrem Lande nicht das Schwert und die Gewalt zum Christenthum gezwungen habe, sondern, daß der lehrende Priester vorangegangen und der Ritter mit den Waffen erst nachgefolgt, als ein Beschützer derer, welche zunächst mit dem Schwerte des Wortes Gottes die Finsterniß zu bekämpfen kamen. Ganz wie in Livland, steht es bei uns im Semgaller-Lande fest, daß bei Theilung der Gebiete zwischen Kirche und Orden die in's Land hineinliegenden, von Riga, dem Ausgangspunkt der deutschen Herrschaft, entferntesten Gebiete dem Erz-Bischof oder auch den Rigaschen Domkapiteln, also den geistlichen Herren, die aber rückwärts nach Riga zu liegenden dem Orden zum Besitz gegeben wurden. So erhielt im Jahre 1254, noch 36 Jahre vor der eigentlichen Eroberung des Landes, der Erzbischof die Landschaften Silene und Saggara (Grenzhof und Schagarren), das Rigasche Domkapitel die Landschaften Dobene und Sparnene (Dobelsberg und Ihlen), der Orden aber die östlich gelegenen Landschaften Dubelone (ist wohl unrichtige Schreibung für Dubelene) und Terwetene (Doblen und Hofzumberge) (cf. L. u. B. 1, p. 345, Nr. 264 und M. Bielenstein, Grenzen, Seite 108 ff.). Daraus ersehen wir, daß nicht das Schwert, sondern der Krummstab voranging, daß erst die Kirche ihr Werk an den Heiden versuchte,

darnach aber zum nothwendigen Schutze die Waffenmacht folgte. Eine solche Thatsache ist geeignet, manche irrige Vorstellungen über jene Zeit deutscher Einwanderung zu berichtigen.

Ohne Waffen ging es freilich nicht, denn dieselben, die dem Christenglauben zufliehen, fielen auch einmal wieder ab und ein Theil der Eingebornen, der begreiflicherweise den Werth allgemeiner und christlicher Kultur noch nicht würdigte, übte Feindseligkeiten, welche Sühne forderten.

Mit dem Jahre 1290 war, wie schon gesagt, das ganze Semgaller Land und damit ziemlich das ganze heutige Kurland unter die Herrschaft der Deutschen und der christlichen Kirche gebracht. Die alten Götter der Letten waren zu ohnmächtig gewesen, die Selbständigkeit ihrer Anbeter zu schützen. Die todesmuthigen Boten Christi und die gewaltigen Eisenmänner des Westens hatten den Sieg davongetragen.

Bei Doblen bezeugt keine Tradition mehr den elkus-kalns, wo damals die Leute der Gegend dem Lichtgott Deews, dem Frühlingsgott Uhsinisch, der Mutter Sonne (Saulc) mit ihren Töchtern (Saulcs meitas), den Gottesöhnen (Deewa dehli), den Donnergott Behrkons, der Beschützerin der Mütter, der Kinder und der Waisen (Laima) ihre Feste feierten und ihre Opfer brachten. Den Glauben jener heidnischen Vorzeit können wir hier nicht schildern, aber wir müssen bemerken, daß wir ihn billiger Weise mit dem Volke selbst als „den Glauben der Alten“ (wezu lauschu tiziba) richtiger bezeichnen, als mit dem Namen „Aberglauben“, in welchem ein Tadel angedeutet ist, welcher auf dem konfessionellen Standpunkt ein Recht, aber auf dem historischen weniger berechtigt ist. Wer denselben kennen lernen will, kann die sehr merkwürdigen und hochpoetischen Zeugnisse desselben in den noch heute lebenden lettischen Volksliedern finden, welche freilich uns nicht die concreten Gestalten einer griechischen Götterwelt vor die Augen stellen, aber uns auf eine viel ältere Stufe religiöser Vorstellung führen, wie sie uns vielleicht nur in den ältesten Vedas entgegentreten.

II.

Wir treten mit dem Jahre 1290 in die christliche Zeit Doblens, genauer gesagt in die katholische Periode, die von 1290 bis zur Reformation durch Gotthard Kettler dauerte.

Es ist wahrscheinlich, daß der Orden sofort nach der Niederbrennung der hölzernen Sengaller Feste auf dem Hügel an der Berse und zwar auf demselben kleinen Plateau, wo jene gestanden, sich ein einfaches festes Haus gebaut haben wird. Der Chronist Hermann von Wartberge berichtet als Erster einen, aber wahrscheinlich spätern Burgbau zu Doblen, seitens des Ordensmeisters Everhard von Munheim im Jahre 1335 und erwähnt eine weitere Mauerung und Verbesserung der Doblenschen Burg durch Goswin von Herike, die frühestens in das Jahr 1347 fallen könnte.

Wann und von wem der deutsche Burgplatz über den eigentlichen heidnischen Burgberg hinaus auf die heidnische Vorburg hin, durch Ausfüllung des noch nachweisbaren zwischen beiden quer durchgezogenen Grabens erweitert worden, läßt sich wohl schwerlich mehr feststellen. Die Fundamente der ursprünglichen ersten Ringmauer, welche sich am Rande des fast runden alten heidnischen Burghügels herumgezogen, sind noch deutlich über dem Berse-Ufer sichtbar, und daneben die Reste der, weit über den Graben hinausgehenden späteren Mauerfundamente und Mauern. Ebensonenig ist es nachweisbar, wo innerhalb der Ordensburg Doblen die erste Kapelle zum christlichen Gottesdienst gestanden. J. Döring (Sitzungsber. der kurl. Ges. f. Litt. u. Kunst 1883, p. 8 ff. über die Geschichte der Ordensburg Doblen) vermuthet, daß dieselbe in dem kleinen Hof am Nordost-Ende der Burg und zwar an der Ostmauer desselben gestanden haben möge. Der Hochbau, welcher heute noch das Innere einer Kirche zeigt, ist jedenfalls nicht die erste Kapelle der Ordensritter gewesen, sondern jedenfalls ursprünglich der Kern ihrer Befestigung, ihr Kapitelsaal u. s. w.

Es ist klar, daß die kleinen Kapellen der auch nicht einmal zahlreichen Ordenschlöffer im Lande räumlich nicht haben genügen können zur Aufnahme der Masse von eingeborner Bevölkerung, wie sie heute die Kirchen des Landes füllen. Die Allmählichkeit, mit welcher die Eingebornen das Christenthum sich aneigneten und in der That sich auch nur aneignen konnten (klagt doch noch in der

Mitte des 17. Jahrh. der Superintendent Paul Einhorn über den heidnischen Aberglauben und die heidnischen Sitten der Letten) und der Charakter der röm.-kath. Kirche, welche unleugbar mit geistiger Kraft im 13. Jahrhundert das baltische Land christianisirt hatte, aber doch nun nach der lebensvollen Glanzzeit eines Gregor des VII. eines Innocenz III. und der weltbewegenden Kreuzzüge auf eine tiefere Stufe herabsank, forderte weniger großen Raum (zur Predigt); der kleine für den Beichtstuhl genügte, und weder die geistigen noch die materiellen Mittel zum Bau großer Dome fanden sich bei uns auf dem Lande bei dem noch sehr rohen und armen Volk und bei der kleinen Anzahl der Landesherrn, die nur unter großen Schwierigkeiten und Kämpfen ihre Herrschaft behaupten und ihre Culturarbeit fortsetzen konnten.

Als Gotthard Kettler nach Einführung der Reformation im J. 1566 durch seinen Superintendenten Stephan Bülow eine Kirchenvisitation im Lande anstellen läßt, findet dieser, außer den Burgkapellen, als Frucht der röm.-kath. Fürsorge und Arbeit, nur 3 größere Kirchen. Die eine ist die Doblensche Kirche, die beiden andern sind die zu Mitau und Bauske. Außerdem aber hat es allerdings auch noch andere, kleinere und hölzerne Kirchen neben den Burgkapellen gegeben. Bülow nennt solche zu Goldingen, Windau, Tuckum, Zabeln, Talsen, Randaun. Auch diese sind nicht die einzigen gewesen; in vorkettlerischer Zeit werden Gotteshäuser auch noch zu Selburg, Frauenburg, Durben, Born, Nerst, Sezen, Waldohn, Groß-Muß, Landsen, Funkenhof, Stenden, Erwahlen, Hasenpöth, Amboten, Sackenhäusen und vielleicht noch manche andre genannt, z. B. werden in dem Gebiete von Grobin, welches an Herzog Albrecht von Preußen verpfändet war, bei einer aus Königsberg veranlaßten Kirchenvisitation, zum Theil zerfallene Gotteshäuser gefunden zu: Grobin, Libau, im Stranndorf Scheden, Ober-Bartau, Nieder-Bartau, Rugau, Heiligen-Na (cf. Th. Kallmeyer — G. Otto, die ev. Kirchen und Prediger Kurlands). Die meisten aller der damaligen Kirchen mögen nur von Holz gewesen sein, wie es in der Natur des waldreichen Landes lag, und wie wir es in unsern Strandgegenden noch bis heute finden. — Tetsch (Kurl. Kirchengesch. I, 109) berichtet von der einen kleinen Stadt Hasenpöth, daß durch Fürsorge der Piltenschen Bischöfe daselbst „fünf herrliche Kirchen“ gewesen,

1) die eigentliche Parochialkirche, 2) die Kirche St. Johannis Evangelista, 3) der Thurm auf dem Berge, worauf jezo die ev.-luth. Kirche befindlich, 4) die St. Katharinenkirche hinter der Mühle, gleichfalls auf einem Berge und 5) das Minoritenkloster, da jezo das hochfürstliche Amt ist; von welchen allen ehemals großen Gebäuden, jezo wenig mehr, als die bloßen Rudera daselbst anzutreffen sind. — Wir ersehen aus solchen Nachrichten, daß die katholische Kirche nicht müßig im Lande gewesen ist. — Aber dennoch ist die Zahl der gottesdienstlichen Stätten, mögen auch bei Weitem nicht alle in unsern Chroniken und Urkunden erwähnt sein, bei uns eine sehr kleine gewesen, mögen wir sie mit der Zahl der heutigen Kirchen hier, oder gar mit der Zahl der Kirchen vergleichen, die auf einem gleich großen Terrain heute in Mittel- oder West-Europa sich finden.

Die katholische Geistlichkeit, deren Energie und Treue wir bei den Anfängen unsrer Geschichte in vieler Hinsicht in hohem Grade anerkennen müssen, hat später vieles versäumt. Die lateinische Messe brachte dem Volke kein Verständniß der heil. Schrift, die Anrufung der Heiligen ließ oft nur neue christliche Namen an die Stelle der heidnischen Götter setzen, wie sich dieses auch bei andern Völkern nachweisen läßt, so zeigt es sich in interessanter Weise im lettischen Volkslied, wo an die Stelle der Laima nur der Name der Maria gesetzt ist und nun das heidnische Lieblein ohne Bedenken Jahrhunderte lang, ja bis in unsre evangelische Gegenwart hinein gesungen wird. In den zahlreichen Liedern, die zur Zeit der Sommer Sonnenwende in Flur und Busch vor tausend Jahren gesungen wurden und noch gesungen werden, erscheint naiv Johannes der Täufer, auch der heil. Petrus oder Jakobus an Stelle eines heidnischen Frühlingsgottes, etwa des Uhsinsch. Die katholische Theorie der Accomodation an heidnische Vorstellungen und Bräuche erleichterte den Heiden den Uebergang in's Christenthum, sie blieben vielfach im gewohnten Geleise, aber die innere Umwandlung fand nur erst langsam und spät statt.

Eine lettische Litteratur hat die katholische Kirche in den mindestens 300 Jahren ihrer Herrschaft hier nicht geschaffen. Und wenn wir das zu einem Theil entschuldigen müssen, dadurch, daß es doch keine Buchdruckerkunst gab, so müssen wir doch billig fragen, warum haben die Priester und Mönche, die Domherren und die

Bischöfe in der langen Zeit nicht auf Pergament und Papier Christlich-Belehrendes und Erbauliches für das Volk wenigstens niedergeschrieben. Wir finden vor Beginn der Reformation zu Riga kaum welche Spuren davon. Was dem Volke von dergleichen zugetragen war, geschah einzig und allein auf mündlichem Wege, sei es durch die Mithwaltung treuer Seelsorger hin und her auf dem Lande und frommer christlicher Frauen auf den Burgen, welche bei der täglichen häuslichen Arbeit im Kreise der Mägde geistige Anregung und christliche Herzensbildung in reichem Maße um sich her verbreiteten.

In gefahrvoller Zeit trat Walthar von Plettenberg als Ordensmeister an die Spitze von Alt-Livland im Jahre 1494. Die Macht der Großfürsten Moskaus war nach Abschüttelung des Mongolenjoches gestiegen und es lag in der Natur der Verhältnisse, daß sie nach der Herrschaft an den Ostseegestaden strebten, bis sie im Lauf von zwei Jahrhunderten ihr Ziel erreichten und Peter der Große seine Hauptstadt an der Mündung der Newa gründete. Das erste Vorpiel dazu waren die Kämpfe und Siege Plettenbergs über die Russen im Gebiet der Belikaja. Es ist beachtenswerth, wie Plettenberg im ersten Jahre seines Amtes unter den Sorgen um den bevorstehenden Krieg mit Iwan III. Wassiljewitsch und während der Vorbereitungen zu demselben (1495) unsere Doblensche Kirche erbaut hat, wie überliefert wird. Doblen war ein Hauptort des Landes. Der Bau eines würdigen Gotteshauses an diesem Ort scheint dem Ordensmeister ein Dank- und Bittopfer gewesen zu sein, daß der Herr Himmels und der Erden ihm und dem Lande in den bösen Zeiten gnädiglich beistehe. Zu den politischen Wirren kamen während der Regierung Plettenberg's auch die kirchlichen. Von Wittenberg drang die Reformation, wie nach Nieder-Sachsen, so auch gar schnell nach der niedersächsischen Kolonie Riga (1522), und breitete sich ohne große Schwierigkeiten allmählich über ganz Alt-Livland aus. Die kotholische Kirche hatte nach der Natur der Verhältnisse hier im Volke durchaus nicht so feste Wurzeln geschlagen, als wie in den Ländern Südwest-Europa's. Das lag nicht, wie Trusmann (*Введение христианства въ Лифляндію. С.-Петербургъ 1884*) zu meinen scheint, an dem religiösen Indifferentismus der Letten oder Esten, sondern zu einem Theil an der Willigkeit

der Volksmassen überall und zu aller Zeit, einflußreichen Männern zum Guten, wie ein ander Mal parteiführenden Leithämmeln zum Schlimmen vertrauensvoll nachzugehen; zu dem andern Theil lag es daran, daß der Katholicismus dem Landvolk eben noch nicht in Fleisch und Blut hatte übergehen können, zumal der hier herrschende norddeutsche, niedersächsische Geist durchaus nicht die poetische Fantasie besaß, die sich zum katholischen Cultus hingezogen fühlt. Die Häupter des Landes selbst, die kirchlichen und die weltlichen, Plettenberg an der Spitze, nahmen nicht eifrig Partei für den Papst. Der Ordensmeister und die Ordensritter waren über zwei Jahrhunderte lang mit den Bischöfen und Erzbischöfen Alt-Livlands in oft bösen Streitigkeiten und Fehden gewesen, und konnten sich nur freuen, wenn durch die Reformation die Priestermacht im Lande allendlich gebrochen wurde; alles drängte hin auf eine Wandlung der kirchlichen und politischen Verhältnisse auf eine neue Zeit. Plettenberg, welcher sich persönlich in die Glaubensstreitigkeiten nicht mischte, sondern denselben freien Lauf ließ, hat doch durch einen Schritt die neue Zeit anbahnen helfen, sofern er es war, der den Dr. M. Luther veranlaßte 1523 seinen für das baltische Land so bedeutsamen Brief „an die Freunde in Riga, Reval und Dorpat“ zu schreiben. In dieser Uebergangsperiode gerieth bei der Unbestimmtheit der Lage, bei der Unklarheit der Zukunft alles in Verfall, und wenn Gotthard Kettler, als er nach dem Untergang des Ordens als ein evangelischer Herzog eine neue Ordnung insbesondere für die Kirche in Kurland zu schaffen unternahm, trostlose religiöse und kirchliche Zustände vorfand, so erklärt sich das zum großen Theil aus den Wirren des vorhergehenden Jahrhunderts, wo Niemand mehr recht Hand an die Pflege des Bestehenden anlegen wollte oder konnte, wo man die kirchlichen Gebäude verfallen und die geistlichen Vakanzen unbefetzt bleiben ließ. Berichtet doch Paul Einhorn, daß noch in den Anfängen der lutherischen Zeit aus Mangel an Geistlichen ein Prediger zu Doblen außer seiner Doblenschen Gemeinde auch noch die Gemeinden zu Grenzhof, Seiffau und Meiothen zu versorgen gehabt habe.

III.

Epoche machend für Kurlands Kirchen und auch für Doblen war der Landtag von 1567. Es ward beschlossen in unsrem Ländchen nicht weniger als 70 Kirchen neu zu bauen, Schulen zu gründen, wofür die kath. Kirche garnichts gethan zu haben scheint (cf. Tetsch, Kurl. K.-Gesch. I, 115) und die materielle Lage der Prediger und der Kirchendiener durch Foundationen für alle Zeit sicher zu stellen. In dem Receß dieses Landtags von 1567 heißt es über Doblen: „Weiter zu Doblen (soll nämlich „aufgesetzt, erbauet und erhalten“ werden) die Pfarrkirche, Schule und Armenhaus.“ — Es ist nicht bekannt, wie viel Gotthard Kettler auf Grund dieses Recesses an Kirche, Schule und Armenhaus neu gebaut, oder aber nur baulich gebessert hat. Von Bedeutung aber ist jedenfalls die Nennung von Schule und Armenhaus neben der Kirche. Dergleichen Institute werden nur bei den Hauptkirchen im Lande, namentlich nur noch bei Allurt, Bauske, Mitau erwähnt; bei Selburg, Windau, Goldingen, Randau wird neben der Kirche und der Schule statt des Armenhauses ein Hospital genannt. Schule und Armenhaus scheinen übrigens Neugründungen Gotthard Kettler's im Geiste der Reformation zu sein, und in dem Armenhause Kettler's dürfen wir den Keim sehen zu der Stiftung des Hauptmanns Christoph Georg von Offenberg, derer sich heute die Armen Doblens erfreuen. In dem Testamente des Majors Alexander von Medem (cf. Schnurbuch des Doblenschen Armenhauses 1 u. 2) vom Jahre 1663 werden 500 Floren den Armen Doblens vermacht und der „herzliebsten Frau“ Sophia Gertrud geb. v. Viethinghoff empfohlen „Kirche, Schule und Arme“ (offenbar zu Doblen) nicht zu vergessen. Die Zusammenstellung dieser drei Stücke erinnert an dieselbe Zusammenstellung im Receß von 1567. Die Zinsen des vermachten Kapitals werden bis heute jährlich bei Eröffnung der Kirchenlade vor Weihnachten gerade den Insaßen des Doblenschen Armenstiftes heute im Betrage von 8 Rbl. ausgezahlt. Es ist hiernach wahrscheinlich, daß das Armenhaus Kettler's 100 Jahre später (1669) noch existirt habe, wenn auch vielleicht in nicht glänzendem Zustande. Der nordische Krieg, Pest und anderes Landeselend müssen das Stift wohl ganz zu Grunde gerichtet haben, so daß die Offenberg'sche Stiftung als eine Neugründung angesehen werden konnte. Der innere Zusammenhang

derselben aber mit der Stiftung des Herzogs Gotthard Kettler wird dadurch bestätigt, daß das von Offenberg geschenkte baare Geld (2000 Fl. Alb.) vom Herzog Friedrich Wilhelm in seine Rentkammer genommen wird und statt der Zinsen desselben an das Armenhaus von da ab ein bestimmtes Deputat, ausreichend für 4 Personen nebst Brennholz von den herzoglichen Domänen geliefert wird, mag auch in der herzoglichen Fundationsakte d. d. 2. Januar 1711 (cf. Schnurbuch des Dobl. Armenhauses Nr. 3) keine Beziehung auf ein früheres, nur etwa zu erneuerndes Armenhaus genommen werden.

Mit Gotthard Kettler, mit seiner Reformation und seiner Neuordnung des ganzen Kirchenwesens treten wir erst in die eigentliche Geschichte der Doblenschen Kirche ein. Bis dahin haben wir nur ganz bruchstückartige kleine Notizen über das, was in Doblen vorgegangen, und wir mußten uns beschränken, aus den bekannten allgemeinen Zuständen des Landes einige Schlüsse auf die Zustände in Doblen zu machen. Was nun in der evangelischen Periode über die Geschichte der Doblenschen Kirche zu sagen wäre, läßt sich füglich unter drei Gesichtspunkte fassen.

1. Bauten, die an der Doblenschen Kirche geschehen sind.
2. Pastoren, die an der Doblenschen Kirche gewirkt haben.
3. Momente aus der Geschichte der Doblenschen Gemeinde¹⁾.

1. Bauten, die an der Doblenschen Kirche geschehen sind.

Wie Waltherr v. Plettenberg zu Ende des 15. Jahrhunderts das Doblensche Gotteshaus aufgeführt hat, ist unbekannt. Sachkundige Architekten, wie Dr. W. Neumann sind der Ansicht, daß die erste Doblensche Kirche nur aus dem jetzigen Altarchor bestanden habe. Dieser Altarchor hat steinerne Kreuzgewölbe, während die flache Decke des bedeutend breiteren Schiffes einer späteren Zeit anzugehören scheint. Für einen spätern Anbau dieses Schiffes an den Altarchor spricht der offenbar ausgebrochene, große Rundbogen, der den Eingang von dem Schiff zum Altarchor bildet und die

¹⁾ Dieser dritte Abschnitt ist wegen seiner Weitläufigkeit unten nicht behandelt.

Stelle der westlichen Portalwand der ersten kleinen steinernen Kirche einnimmt. Der sachkundige Architekt bemerkt sogar, daß bei dieser namhaften Vergrößerung der Kirche die Fenster des nunmehrigen Altarchors verändert zu sein scheinen, und dieses namentlich da, wo gerade damals gotische Spitzbogen ausgehauen sind, in welchem Falle also wahrscheinlich die Fenster um den Altar Rundbögen werden gehabt haben. Genauere Angaben über die Zeit, wann der Anbau des großen Schiffes erfolgt sei, fehlen. Nach Plettenberg's Zeit finden wir über diesen, offenbar großen Bau kein Zeugniß. Folgerungen hieraus zu ziehen, sind nicht leicht, namentlich in Hinsicht der Frage, ob unser Altarchor als kleine steinerne Kirche vor Plettenberg existirt und Plettenberg das große Schiff 1495 angebaut, oder ob Plettenberg nur den jetzigen Altarchor aufgeführt und G. Kettler den Altarchor und das Schiff vergrößert, oder ob endlich vielleicht gar Plettenberg nur eine hölzerne Kirche hier gebaut und G. Kettler erst die steinerne Kirche aufgeführt habe.

Nur das wage ich zu bemerken, daß die Mittheilung in Tesch's Kirchengeschichte (I, p. 159) betreffs der von Bülow neben den Ordenschlössern im Lande gefundenen „kleinen“, hölzernen Kapellen wohl irthümlich die Gotteshäuser von Bauske, Mitau und Doblen mit einschließt, sofern Mallmeyer (a. a. O. p. 3) diese letzten drei Gotteshäuser, offenbar nach dem Bülow'schen Bericht, „größere Kirchen“ nennt. Sodann folgt aus dem Wortlaut des Recesses von 1567, daß G. Kettler an der Doblenschen Kirche etwas Wesentliches gebaut haben muß, und dieses kann, wenn Altarchor und Schiff aus verschiedenen Zeiten stammen, füglich nur das geräumige Schiff der Kirche gewesen sein und dann müßte unser Altarchor das Stück sein, welches aus der Hand Plettenberg's hervorgegangen ist, ein Gotteshaus, welches für die Zeit vor Gott-hard Kettler noch das Prädicat eines „größeren“ verdienen konnte.

Gleichzeitig mit dem Landtag von 1567 hat G. Kettler mit den (adeligen) Einsassen des Doblenschen Kirchspiels eine Convention über die künftigen Reparaturen oder Neubauten an der Doblenschen Kirche und Widmen geschlossen, dahin, daß der Chor, der Altar und die Sakristei der Kirche vom Landesherrn, das Schiff, die Kanzel, der Orgelchor und der Thurm von den adeligen Einge-
sessenen gebaut werde. Vielleicht ist es von Bedeutung, daß der

Herzog gerade den Altarchor zu bauen übernommen hat, vielleicht steht das im Zusammenhang damit, daß eben, wie wir annehmen, Plettenberg, der Ordensmeister, ein Vorgänger des Herzogs, gerade diesen Theil der Kirche erbaut hat. Vielleicht ist es von Bedeutung, daß der Herzog gerade dem deutschen Pastor die Widme zu bebauen und ihn zu salariren übernommen hat. Der deutsche Pastor war, wenn auch nicht Hosprediger, doch gewissermaßen Schloßkaplan.

Nachdem Kettler durch sein Beispiel bei vielen Herren im Lande einen Eifer für Pflege des Kirchenwesens und geistige Pflege des „undeutschen“ Volkes geweckt hatte, finden sich nun in kürzeren Abständen Beweise werthätiger Liebe auf diesem Gebiete.

Detlof v. Plate auf Heyden hat (nach einer mir von Dr. Otto zugegangenen schriftlichen Notiz) im J. 1593, 20 Jahr nach Gotthard Kettler's Kirchenbau, in seinem Testament d. d. Heyden, 16. April des genannten Jahres 100 Mark zur Erhaltung der Doblenschen Kirche legiert (Quelle: eine Notiz J. H. Woldemars im kurl. Ritterschaftsarchiv.) Derselbe v. Plate hat schon lange vorher in der Zeit zwischen den Bauten Plettenberg's und G. Kettler's an der Doblenschen Kirche zu einer „neuen“ Kirche in Doblen 600 Mark gestiftet. Aus dieser Notiz (J. H. Woldemar's im Ritterschaftsarchiv, Mappe 27) erhellt, daß der Plettenberg'sche Bau noch kein genügender für die Doblensche Gemeinde gewesen und ein neuer größerer, wie G. Kettler ihn aufführt, nothwendig war. Wann die erste Schenkung Plate's erfolgte, ist nicht bekannt. Dr. Otto setzt sie (in einer schriftl. Notiz) vor 1516. Das scheint, wenn Plate nicht ein außerordentlich hohes Alter von mehr als 100 Jahren erreicht hat, nicht recht wahrscheinlich.

Die durch G. Kettler erbaute Doblensche Kirche muß einen, jedenfalls nur hölzernen Glockenthurm gehabt haben; denn im Jahre 1624 wurde an ihr ein neuer Thurm von Eichenbalken errichtet, ein „neuer“, also muß vor 1624 schon einer dagewesen sein. War der erste hölzerne Thurm von Balken schwächerer Art, so kam er, von allen Seiten der Witterung ausgesetzt, wohl in mehr als 50 Jahren morsch geworden sein.

Bis zum Jahre 1694, in 70 Jahren, war auch sogar der Eichenholzthurm verfault und wurde abgerissen, und 1696 durch einen

steinernen ersetzt. Wir vermögen noch nachzuweisen, aus welchen Mitteln der steinerne Thurm erbaut ist. Im Schnurbuch des Doblenschen Armenhauses (Nr. 1) findet sich eine Copie des schon oben erwähnten Testaments des Majors Alex. v. Medem d. d. Mitau, 23. Juni 1663, laut welchem 500 Floren den Armen und 500 Fl. der Kirche zu Doblen vermacht werden. Es hat Schwierigkeiten gemacht, diese offenbar verliehenen Gelder aus der Hand „wo sie hingediehen waren“ (es war ein von Nettelhorst aus Jhlen) ausgezahlt zu erhalten. Der damalige Kirchenvorsteher George Cristopher Liebe(n?) hat laut Obligation d. d. Doblen nach Johannis 1696 (deren Copie im Schnurbuch des Doblenschen Armenhauses sub Nr. 2 sich findet¹⁾) die den Armen geschenkten 500 Fl. als ein dauerndes Darlehen zum Kirchenvermögen genommen und dieses gerade zu dem Bau des in demselben Jahre errichteten steinernen Thurmes verwendet und zugleich die Kirchenlade verpflichtet, jährlich die Zinsen den Doblenschen Armen auszuzahlen, wie es nun seit 200 Jahren in der That noch geschieht (cf. oben).

Bei dem Thurmbau 1696 ward eine Urkunde in den Thurmknopf eingelegt, welche jetzt im furl. Prov.-Museum aufbewahrt wird und gewiß nicht früher aus dem Thurmknopf herausgekommen sein kann, als nach dem Brande des Thurmes 1788. Diese Urkunde ist in den Sitzungsberichten der Ges. f. Litt. u. Kunst von 1884 als Beilage abgedruckt und lautet folgendermaßen:

*Ehre sey dem Dreyeinigen Gott, Gott Vater Sohn und Heiligem Geiste.
Amen.*

Nach Christi Unseres Heilandes geburt Æra Vulgari Anno 1696 den 14 tagk monats Augusti, da die Doblensche Christliche Eangelische Lutterischen glaubens Kirche Diesen neuen thurn bekommen, nach dehm der Vorige im monat Martio des 1694sten jahres gantz Baufällig abgenommen worden, haben diese Fürstenthümer Curland und Semgallen gestanden, zu Zeit des interregni, nach glorwürdiegem ableben Joannis des dritten Königes in Pohlen, grossfürsten Zu Littawen, Reussen Preussen etc. etc. vnter dem Schutzz der Löblichen Republic des Reichss Pohlen und Littawen, in Fürstlichen Regierung, des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Casimir in Lieffland zu Curland und Semgallen Hertzog, welcher Gnüdigster Fürst, Herr und Landes Vater, jetzo rber

¹⁾ In der Ueberschrift dieser Copie ist, wie es scheint nicht das Jahr 1696, sondern das Jahr 1669 geschrieben.

44 Jahr seines alters sich befindet, vohr 5 Jahr sich vermehlet hatt, mit der Durchlauchtigsten Churfürstl. Brandenburgschen Prinzess Frauen, Frauen Elisabeth Sophia, wodurch dass land Gott Lob mit Zwey Printzen Beseeliget worden, der Eltete Heisset Princ Friedrich Wilhelm seines alters 4 Jahr, der andre Princ Heisset Leopold Carl seines alters ins Dritte Jahr. Da der Durchlauchtigste Fürst vnd Herr Friedrich Casimir mit seiner vohrigen Gemahlin Der in Gott Ruhenden gnädigsten Fürstin vnd Frauen, Frauen Sophia Amalia gebohrene Fürstin zu Nassau etc. etc. zuwohr Einen Printzen vnd Vier Prinzessinnen gezeuget gehabt, von welchen die Drey Princessinnen alleine noch im leben, nemlich Tit: Maria Dorothea, Eleonora, vnd Amelia, Die Vacante Königliche Crone ersetze vnd bekleide der Höchste mit einen glücklich vnd weisslich regierenden gottgefälligen vnd dem gantzen Vaterlande nutzenden Herrn vnd König.

Vnsern Gnädigsten Fürsten vnd Herrn erhalte Gott bey guter gesundheit vnd allem Fürstl. wollergehn bis in späte Zeiten, vnd asse von seinem Stam vnd Hause nie mangeln einen Löblichen Stuhl Erben, wodurch diese Fürstenthümer in ieszieger Form vnd regirung Friedlich vnd Rukig biss ans ende der welt erhalten bleiben mögen.

Vohrgedachter Fürstl. Durchl. Ober Rathe sind dieser Zeit die nachfolgende, die wollgebohrne Herrn H. Christoff Heinrich Freyh. von Puttkamer Landthoffmeister, Erbherr der Nerfftischen, Stokenbekschen, grehsischen, vnd Schidlosschen güter, H. Friedrich Brackel Cantzler, Erbherr auff Kukschen vnd Lanksehden, H. Heinrich Cristian von den Brinken Oberburggraff, Erbh. der Sessilischen vnd Neuhoffschen gütter. Die Landtmarschall Charge Vaciret nach ableben H. Christoffer Fürkss Erbherrn der Nurmusenschen gütter. Oberhauptleute sind nachfolgende in Semgaln Die Wohlgebohrne H. H. Heinrich von Bistram zu Selburg, H. Fromholt von der Osten genand Sacken zu Mitau. In Curland H. N. Manteuffel genand Szöge zu Goldingen, H. Georg Johan von Bandemer zu Tuckum.

Hauptleute sind nachfolgende Die wohlgebohrne H. H. Diedrich von der Reck zu Bausk. Nicolaus von Butlar zu Doblen welcher jetziger Zeit von Fürstl. seiten dieser Doblenschen Kirche Vorsteher ist, Heinrich Cristian von den Brinken zu Frauenburg, Magnus Gotthard Korff zu Grobin, N. Keyserling zu Durben, Nicolaus de Chwalkowa Chwalkowski zu Schründen, H. von der Osten genand Sacken zu Candau, Ernst von der Brüngen zu Windau.

Zu dieser Zeit wahr die Superintendentur nach Absterben Tit: M. Georg Riemlingss, alss auch Vnsere Doblensche Praepositur vnd teutsche Pfarre nach ableben Tit. M. Johan Adolphi Vacant, Der Vntentschen gemeine zu Doblen Priester ist vohr jetzo Tit. Martinus Hückstein.

Im Doblenschen Kirchspiell wolnen würrlich an Erbherrn zu Dieser Zeit Die Wollgebohrne H. H. Georg Christoffer Liere Regimentsquartirmeister Erbh. der Bersenschen Gütter, Hiesiger Kirchen

Vorsteher, seine Ehefrau heisset Maria Agnesa Taube, haben 1 Sohn und 1 Tochter. — Reinhold Lieven Erbh. auff Abgullen und Patkayssen, seine Ehefrau Cristina Elisabeth Pfeilitzer genand Frank, haben 14 Söhne 3 Töchter. — Caspar von Medem alt und unverheuratet. — Alexander von Medem, Erbh. auf Rumbenhoff, seine Ehefrau heisset Margreta von Vietinghoff genand Scheel haben 2 Söhne und 2 Töchter. — Matthias Dierich von Medem Lieutenant Erbh. auff Klein-Bersen, unverheuratet, — Frau Anna Gerdrutt von Puttkamer, Seel. Otto Christopher von Medem, Erbherr auff Bersen nachgelassene Wittibe hatt 2 Söhne 2 Töchter. — Christoffer Firkss Captein Lieutenant Erbh. der Heiltschen gütter, unverheuratet. — Christoffer Ludwig von Buttlar Erbh. auff Bersebek, seine liebste N. Holley haben 3 Söhne 1 Tochter. — Heinrich Liere Erbh. auff Auff Autzenburg, seine Ehefrau heist Benigna von Nettelhorst haben 3 Söhne. — Heinrich Wilhelm von Holley Kaptein Erbh. auff Doben, seine Ehefrau heisst N.¹⁾ von Tiesenhäusen haben eine Tochter. — Otto Wilhelm Hahnholm Kapteinleut. Erbh. auff Abgullen, seine Ehefrau heisst N.²⁾ Schröderss haben 2 Töchter. — Noch gehören zu diesem Kirchspiell Wolter Christoff von Drachenfels Erbh. auff Grausden, Otto Wilhelm von Drachenfels, Erbh. auff Aschuppen, Johan Sigismund von Lobel, Oberster, Erbh. auff Strutteln, welche weder der Kirche noch den Priestern was contribuiren.

Fürstl. Ambler Administriren jetzieger Zeit die Wollgebohrnen Hrn. Christoffer Georg von Offenberglieutenant, der Doblensche Gütter, seine Ehefrau heist Elisabeth Beata von Bulberg, haben 3 Töchter. — Johan Wilhelm Koschkull, Rittmeister, Bersshoff, seine Ehefrau heisst Jakoba Geltsak haben 2 Söhne 4 Töchter. — An Fürstl. Pfandhalteren befinden sich Die wohlgebohrne H. H. Nicolaus von Butlar Hauptman, Pfandh. auff Auren³⁾, seine Ehefrau Anna Behr, haben 2 Söhne. — Herman Christian von Vietinghoff genand Scheel, Pfandherr auff Poenau, Lieutenant, seine Ehefrau N. Mantuffel genand Szüge, — Herman von Heringen, Lieutenant, Pfandhab. von Weissenhoff, Wittiber, hat 3 Söhne 1 Tochter.

Fürstl. Lehn Besitzer Die wolgebohrne Wilhelm Friedrich von Vietinghoff genand Scheel Auff Autzenbach, seine Ehefrau heist Catarina Barbara Funk haben 5 Söhne 4 Töchter. — Otto Friedrich von Bühren⁴⁾, Oberstlieutenant auff alt Poenau, seine liebste heist Anna von

¹⁾ Helene Barbara.

²⁾ Gertrude.

³⁾ Wohl jetzt Kuermünde, lett. Kuru-Muijscha.

⁴⁾ Nach der (Klopman'schen) Stammtafel im Mitau'schen Museum war er der leibliche Vetter vom Vater des Herzogs Ernst Johann. Er tödtete im Zweikampfe den Oberjägermeister v. Nolde und mußte sich 1690 mit einem *salvum conductum* versehen. Weder Frau noch Kinder werden in der Stammtafel erwähnt.

Schlüßhütten¹⁾, haben 3 Söhne 1 Tochter. Das gutt alt Bersen besizet Johan Reinholt von Krähen. — Der jetzige Ambschreiber zu Doblen heist Ludolff Ficke, Manfort seine Haussfrau, haben 2 Söhne 2 Töchter.

An Kirchenbeamten sind folgende Der Erbare Vlrich Lössner Organist S: S: The: Johan Beckman Küster, ein Vnteutscher Vohrsänger nahmens Lipst, vnd ein Vnteutscher Klockenläuter nahmens Thomin.

An Diesem Kirchenturm haben gearbeitet die Erbare Johan Brohse, Baumeister Bürger aus Tuckum vnd sein Camerath Peter Behm, haben vber 500 fl. Alberts vohr ihre arbeit bekommen, Gotthard Johan Balk, thurmdcker hatt 55 Reichstalder bekommen, ein Vnteutsche mürer Jakob Peise hatt 50 Reichstalder bekommen, ein Vnteutscher schmitt Heinrich Krewain hatt 15 Reichstalder bekommen, eines gemeinen arbeiters lohn ist wochenlich 4 fl. rigischer schillinge gewesen, der Vnteutsche Zimmerleute aber 5 fl. schillinge. — An diesem Kirchenturm biss aufsetzung des Kirchen Knopfs ist vnter der aussicht vnd anordnen des vohrgemelten Adlichen Doblenschen Kirchen Vorstehers gearbeitet 2 jahr 5 Monaden, Vnd ist zu wissen dass an der Maur dess Kirchenturms nur ein schuss hoher gemauert worden, die Ziegelsteine sind auss der Mitaw erkauffet 6 Reichstalder vohrs 1000, Kalk hatt man aus Littawen vnd auch aus Riga gebracht, dass eisen vnd die nigel auss Riga vnd Mitau, vnterschiedlichen Preisses nachdem die sorten gewesen, dass holtz ist auss H. Medemen Busche erkaufft der Stam à ²/₃ Reichstalder, die bretter sind auss Riga gebracht à schock 14 Rthr. die 41 Schiff vnd Bley sind auss Lübek verschrieben, kosten in allem vber 300 Reichstalder, solche mittel alle sind meist der Kirchen eigne gewesen, wozu vnterschiedliche Christliche Herten auch Hülffe beygetragen, die Ihre nahmen allhier verschwiegen haben wollen, jedoch von Gott dehme alles wollbekant reichlich Lohn werden zugewarten haben.

*Doctrinas falsas fugito fugitoque Prophetas
Falsos, qui Christo semper adesse cupis!*

*Haec tradebantur, cum Doblense Coronis
Ornaret templum: quod Deus ipse colit!*

*Murus erit Dominus veniant ne forte rapaces
Vt lamentur oves, dente nocente lupi!*

*Doctores Templo-Divo dabit ipse fideles
Qui doceant Verbi pascua pura Gregem!*

*Attendet Verbo, servabit Dogmata Sacra
Perpetuôque colet Cactus, honore Deum,*

*Proptereaue Gregi, dabitur benedictio Summa
Quam Numen spondet, si riget eius Honos,*

¹⁾ ? Slobitten.

*Sit felix Verbum Dictum, nec inane recedat
Erigat hortetur respuat aedificet.*

*Ex Verbo sincera fides veniet, quam Vita Segretur
Quae Sanctam Triadem semper honore colet*

*Quilibet et Videat quae sint vestigia vera
Quae caeli quaerens Gaudia quisque premat*

*Sit felix Doctor, felix Auditor et Omnis
Limina qui Templi, calcet avente pede*

*Introitus felix, sit felix exitus. Adsit
Lumine perpetuo, Gratia Diva Pij.*

*Sit Templi custos, sit murus sitque columna
Fortis, ne templum Diruat ipse Deus.*

*Hic habito, color hic precibus constanter adoror:
Afflicto praesens hic erit auxilium.*

*Hoc dicat Flamen Sanctum, quod corda priorum
Incolit, et Satanæ tela nefanda cadant,*

*Vos autem Qui nunc hoc tempore Vivitis, atque
Vivetis posthac, Sacrificate Deo,*

*Sacrificate Deo, gratesque, praecesque, fidemque
Huc tristis fugias huc fugitote pij.*

*GreX beneDICTVs erIt et rItE trIbVta JehoVae
AEDes LarqItor qVaeqVe beata DeVs.*

*An Studenten hatt man diesemahl M. Johan Christoff Haferungen
S S Theol: et Philos: Stud: Kolenkowij, S S Th. et Phil. Stud: Eberhardt
Schmidt L. L. Stud: Adamus Güldle, S S. Th. Stud: Johan Friedrich Her-
mann, S. S. The: Studiosus. Cristisu Gertner L. L. Studiosus. N. Didrici
L. L. Stud:*

*Der lieben Posterität, mit nochmaligem Hertzlichem anerkennend
alles selbst Verlangtem wolmeinend andenken Dieses auf-
gesetzt mit eigener Handt in Diesem Knopf gelegt*

L. S. *Georg Christoffer Liebe jetzieger Zeit Dieser Doblenschen
Christl. Kirchen Vorsteher mppria.*

L. S. *Cristoph Georg von Offenbery
hierbei mit anerkennend. Mppria.*

Auf der Rückseite des Pergaments befindet sich oben noch folgender Zusatz:

„Noch zum andenken aufgesetzt dass an Doblen Bürgerlichen standes Leute gewonet haben alss der Ehrbare Ludolff Fikke, Friedrich Sulrs schneider, Johann Graff gärtinirer, Johan Bekhusen Huttmacher, Gottfried Weiss Balbirer, Johan Brügman schneider, Gerhard Smollian Golttarbeiter, Ekhardt Eggert Müller rnd Meister, Ewerdt Muldau Schuster, Anna Sophia Helwich Michel Klue seine Wittiebe Balbirin, Andress Teusen seine nachgelassne Wittiebe Polsthalterin, Sophia Smulian Seel. Organisten Horn seine Wittiebe.“



(In Nr. 7 des Kurländischen Provinzialblattes¹⁾ vom Jahre 1810 auf Seite 37 ist obige Urkunde bereits abgedruckt [aber ziemlich modernisirt] unter dem Titel „Inhalt einer Pergamentrolle von 1696 aus dem Thurmknopf der Doblenschen Kirche.“ Im Abdruck ist aber das lateinische Gedicht weggelassen worden. Was das Original betrifft, so besteht es aus einem Pergament-Blatt von 21 $\frac{1}{2}$ Zoll rhl. Höhe und 21 $\frac{3}{8}$ Zoll Breite. Wann dasselbe an's Museum gekommen ist, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden, jedenfalls kann es nicht vor 1818 und nicht nach 1856 geschehen sein, denn im J. 1818 wurde das Museum erst gegründet und im J. 1856 ist der Bibliothekar Löwenstein gestorben, der es bereits in den Katalog der Urkundenammlung eingeschrieben hat, worin es unter Nr. CI. Fach 32 steht.)

* * *

Der im Jahre 1696 erbaute „schöne, spitze“ steinerne Thurm ward fast 100 Jahr später (1788 den 15. September, 5 Uhr Abends), wenigstens in seinen Holztheilen durch einen Blitz in Brand gesteckt und zerstört. Eine Notiz im großen Doblenschen Kirchenbuch (p. 1) berichtet, daß damals nicht allein das Innere des Thurmes ganz ausbrannte, sondern auch das Orgel-Chor mit dem Positiv; das Gestühl und die Bänke wurden durch unvernünftigen Eifer zu retten ausgerissen und zerstört. Die Glocken stürzten herab

¹⁾ Herausgegeben von J. G. M. Fr. A. Czarnewski, Sekretär des Kurl. Konsistoriums und Inspektor des Mitauischen Schulkreises (geb. 1766, gest. 1832).

und zertrümmerten. Im 2. Jahre danach (1790) wurde unter Leitung des Kirchenvorstehers v. Vietinghoff, Erbherr der Groß-Berenschen Güter, der Thurm wieder ausgebaut und erhielt die jetzt noch stehende, stumpfe Bedachung; ebenso wurde auch das Schiff der Kirche und die Kanzel wieder hergestellt.

Bei dieser Gelegenheit wurde ein Schriftstück in die Kanzel hineingelegt, welches der Verfertiger der Kanzel Diederich Andr. Müller abgefaßt hatte und welches im Jahre 1864 gefunden wurde, als man eine neue Kanzel baute: das beredte Zeugniß frommer, christlicher Gesinnung lautet folgendermaßen:

„Da ich Endesunterschriebener, ein Tischler und Tischlers Sohn aus Rostock im Jahr 1790 das Glück gehabt, diese Kanzel zu verfertigen und aufzusetzen; so halte ich es für meine erste Pflicht, Gott für seinen gnädigen Beistand, den er mir bey dieser Arbeit geschenkt hat von ganzen Herzen zu danken, und ihn demüthigst anzuflehn, daß er sein von dieser Kanzel gepredigtes Wort in den Herzen der Zuhörer hundertfältige Früchte möge bringen lassen, damit alle, die von diesem Lehrstuhl des Herren Stimme hören, würdig werden mögen an der Seligkeit Theilzunehmen, die uns Jesus Christus unser Hochgelobter Erlöser, so theuer erworben hat. Der gezigte abliche Kirchenvorsteher, ist der Hoch Wohlgebohrene Herr v. Vietinghoff, Erbherr von Groß-Berens.

Der gezigte deutsche H.C. Pastor bey diesem Hause Gottes nennt sich Christopher David Diston.

Der lettische H.C. Pastor bei dieser Kirche ist der Herr Magister David Pflugradt.

Der gezigte H.C. Organist nennt sich Grünert und der deutsche Küster heißt Grünberg.

Die drey Wittwen in dem Doblenschen Wittwenhause, in welchem ich diese Kanzel verfertigt habe, heißen Frau Raven, Frau Aken und Frau Henkeln.

Und nun mein Gott, befehle ich in deine Hand mein Wohlfeyn und mein Leben, Mein hoffend Auge blickt auf Dich; Dir will ich mich ergeben. Sey Du meyn Gott; und einst im Tod mein Fels, auf den ich traue, bis ich Dein Antlitz schaue. Amen.

Doblen d. 29. Novembr.

1790.

Diederich Andreas Müller.

Das Original dieses Schriftstücks ist 1864 in die damals neu erbaute Kanzel nebst einem zweiten Dokument wieder hineingelegt.

Der Erbherr der Pottkaienschen Güter, von Sacken, schenkte 1790 eine kleine Glocke und aus den zertrümmerten Glocken und den metallenen Kronleuchtern wurden bis 1791 zwei neue Glocken gegossen.

Nachgeholt muß werden, daß im Jahre 1745, wie Pastor David Pflugradt im kleinen alten Kirchenbuch berichtet, „vom hochfürstl. Gönner das Chor an der Kirchen repariert“. Der Bericht fährt fort: „da dann zugleich ein Gewölbe vor die deutsche Prediger auf meine Bitte ist verfertigt worden. Die in der Stelle des Gewölbes versenkt gewesenene Gebeine meiner seel. Herren Antecessoren habe sammeln und in einem dazu verfertigten Kasten daselbst versenken lassen. Bei dem Eingang in das Gewölbe habe ein besonderes Behältnis zu den Knochen, unter dem Altar, machen lassen; wenn ich nach Gottes Willen in Doblen sterben sollte, so bitte ich mit herzlichem Segenswunsch, meine Herren Successores, wenn mein Sarg vermodert ist, meine Gebeine in das Knochengewölben unter dem Altar legen zu lassen.“

In den Jahren nach 1818 ist Verschiedenes an der Kirche gebessert und verschönert (cf. das große Kirchenbuch p. 1). Im Jahre 1818 wurde durch den Kronskirchen-Vorsteher Hauptmann Baron Medem das Altar-Chor repariert, der Altar umgebaut und mit Säulen verziert (deren Zweck vom künstlerischen Standpunkt aus nicht zu ersehen ist). Nach vollendetem Bau schenkte der Mitausche Zeichenlehrer Coll.-Sekr. Minkelde eine von ihm gemalte „Himmelfahrt Jesu Christi“. Im Jahre 1824 reparierten die „hochwohlgebornen Einsassen“ des Kirchspiels den Thurm und das Dach der Kirche und ließen das Innere und Außere der Kirche weiß, das Gestühl und die Kanzel mit Oelfarbe malen, die Orgel wieder in Stand setzen. Den Bau leitete der adelige Kirchen-Vorsteher Kreis-Marschall Jeannot von Medem auf Groß-Bersen. Die Arbeiten führte der Zimmermeister Lichtenberger aus. Im J. 1827 wurde von der hohen Krone unter Leitung des Fleckenvorstehers zu Doblen Ewald Kupffer für die Summe von 1200 Abl. Banco Assign. und bei freier Anfuhr der Materialien und bei Stellung der nöthigen Handlanger das Altar-Chor der Kirche geweißt und gediebt, der

Altar neugemalt, die Sakristei repariert und mit einem neuen Ofen versehen, das Dach des ganzen Kron-Antheils aber umgedeckt. Im Jahre 1835 wurde die Orgel vom Orgelbauer und Organisten Hermann repariert und mit einem Pedale und Posamentzuge vergrößert. Im Jahre 1844 wurde die Kirche wiederum geweißt und wurden die Gestühle, die Kanzel und der Altar mit hellblau und weißer Oelfarbe gemalt und der Altar mit einer neuen rothen Bekleidung mit goldnen Tressen verziert, unter Leitung des adeligen Kirchen-Vorstehers Kapitain Karl von Zink von Zinkenstein, Erbherr der Heydenschen Güter.

Wenn wir für die folgenden Jahre von Kleinigkeiten, die ja Jahr für Jahr vorkommen, absehen, so wäre nur folgendes Wichtigere zu vermerken.

Im Jahre 1864 wurde das Innere der Kirche neu geweißt und das früher blaue Holzwerk braun gemalt. Die sichtbaren Querbalken an der Oberlage wurden durch eine Gypslage verhüllt, die Fenster egalisirt, die unebnen Seitenwände eben gemacht, eine neue Orgel angeschafft und die Sakristei durch ein zweites Zimmer vergrößert; auch wurde die Kanzel durch den Tischler Halblaub neugebaut. Das alte Minkelde'sche Altarbild wurde damals beseitigt und durch ein neues auf neuem Altar ersetzt, eine Copie des Randauschen Altarbildes, die Kreuzigung Christi, die Figuren des Heilandes, der Maria, des Jüngers Johannes, der Magdalena und des römischen Hauptmannes darstellend. Das Original ist von dem Maler Arnold in Berlin und die Copie von dem Maler und Photographen Kiepert in Mitau gemalt.

Die Restauration der Kirche leitete damals Baron Eduard von Drachenfels, Arentenbesitzer von Doben.

Bei dieser Renovierung der Kirche wurde neben dem Tischler Müllerschen Schriftstück von 1790 ein neues Dokument in die neue Kanzel gelegt, welches die nun gemachten Arbeiten beschreibt, warmen Dank dem Leiter des Baues E. v. Drachenfels für die Beweifung „großer Sachkenntnis“ und für seine „unvergleichliche Thätigkeit“ ausspricht und die damaligen Herren Kirchenvorsteher Th. v. Billon und Hauptmann Baron Mey. v. Stempel, die damaligen Pastoren, Th. Lamberg nebst Adj. J. Sacranowicz (deutsch), C. Bock (lett.), die Kirchendiener, Küster C. Grünberg (deutsch), L. Bergmann

(lett.), Organist N. Bähr, die Bauhandwerker, Zimmermann C. G. Draucke, Maurer Behm, Tischler N. Halbblaub und Ruseh, Drechsler Freimann und Krause, Maler Jsr. Arensohn und Orgelbauer C. Hermann aus Libau, namhaft macht. Der Schluß des Dokumentes lautet:

„So wolle denn der gnädige Herr und Gott Seinen reichen Segen zu diesem, zu Seiner Ehre und zu wahrem Frommen der Gemeinde ausgeführten Werke, verleihen, Er wolle gnädiglich geben, daß von der Kanzel nur Sein Wort lauter und rein gepredigt, auf dem Altar Seine heiligen Sacramente unverfälscht gespendet werden, und die ganze Gemeinde aus diesem heiligen Ort, stets in rechtem Glauben gestärkt, immerdar reiche Frucht heimbringe in die Häuser, und in denselben durch wahre Gottesfurcht beweise, daß der Heilige Geist nicht vergeblich arbeite und arbeiten lasse! Amen.“

Doblen im August 1865.

Eben damals wurden die Gräber auf dem Platz um die Kirche planiert und so die Möglichkeit zu den später gemachten kleinen Anlagen geschafft. Es blieben nur noch die Gräber der Distonschen und Richterschen Prediger zu weiterer Pflege erhalten. Das auf der Südostecke des Kirchenplatzes befindliche obeliskentartige Privat-Grabgewölbe der Familie Wulf (im Raudittenschen Gefinde Lemkin sesshaft) wurde einige Jahre darnach von den Besitzern der Kirche geschenkt und wird seitdem für den Flecken Doblen als Leichenhäuschen benutzt.

Im Jahre 1874 mußte die ganze Diele des Altarchores erneuert werden, weil der Schwamm sich eingefunden hatte.

Im Jahr 1877 schlug ein kalter Blitz in den Thurm, zerschmetterte einen Dachsparren und fuhr am Thurm bis in die Erde herab, nachdem er an der Thurmkante einige Mal durch die zusammenstoßenden Wände gefahren war, ohne einen nennenswerthen Schaden zu verursachen.

Im Jahre 1891 wurden auf Anregung des adeligen Kirchenvorstehers Baron E. v. Hahn auf Verschmünde 2 eiserne Defen in die Kirche gesetzt.

Im Jahre 1894 gab das herannahende 400jährige Jubiläum der Kirche dem deutschen Pastor Dr. N. Bielenstein Anlaß die Frage dem Kirchenvorstande vorzulegen, ob nicht vielleicht dem Thurm eine

Spitze wieder aufgesetzt werden könnte, wie doch eine vor Zeiten gewesen. Er legte zugleich zwei Pläne vor, welche der Stadtarchitekt Dr. W. Neumann zu Dünaburg, der Verfasser der livländischen Kunstgeschichte, gefälliger Weise entworfen hatte. Der eine Plan zeigte gotischen, der andre, Renaissance-Stil. Dr. Neumann empfahl besonders den letztern und gab die eventuellen Baukosten auf etwa 2500 Rbl. an. Diese Summe schien aber den deutschen Herren und auch den lettischen Gemeindegliedern, so weit sondirt werden konnte, bei den, infolge bedeutend gesunkener Getreidepreise, schweren Zeiten zu groß, um augenblicklich aufgebracht werden zu können. So mußte der Plan, den Schmuck einer Thurnspitze dem Gotteshause, dem Flecken Doblen und dem Kirchspiel zu schaffen, auf bessere Jahre verschoben werden und es erwirkte im Sommer 1895 der adlige Kirchenvorsteher Baron Hahn mit dem Kronskirchenvorsteher, Kreis-Marschall Baron Hahn-Platon in dankenswerther Weise wenigstens eine Renovierung des Kirchen-Innern, wo denn unter Rath-Einholung von Dr. W. Neumann, welcher jetzt die Restauration des Rigaschen Domes leitet, Wände und Oberlage gelblich weiß getüncht und die Gestühle, die Orgelempore nebst der Orgel, das Altargeländer und die Fenster u. s. w. in dunkler Eichenholzfarbe gemalt wurden. Gleichzeitig restaurierte Siegfried Bielenstein aus der Kunstschule zu Weimar, Sohn des deutschen Pastors, das von Drachenfels'sche Epitaphium neben der Sakristeithür nach den ursprünglichen Farben und Vergoldungen, wie auch das hölzerne Taufbeckenpostament (4 Engel darstellend) und den neben dem Küstlerstuhl an der Wand stehenden (10' hoch und fast eben so breit) Grabstein der Frau Anna Dorothea von Koskull, verwittveten von Medem, geb. von Tiefenhausen, Erbfrau auf Heyden, Enkelin des Detlof von Plate auf Heyden, welcher im 16. Jahrh. vor und nach der Reformation ansehnliche Schenkungen zum Bau der Doblenschen Kirche gemacht hatte.

Dieser Grabstein war auf Anregung des Baron Otto von Klopmann auf Heyden (im Jahre 1891) aus der Thorhalle dahin versetzt worden, um ihn vor der Zerstörung durch die Räder des Leichenwagens zu retten.

Das Drachenfels'sche Epitaphium verdient eine nähere Beschreibung. Es stellt ein etwa 10 Fuß hohes architektonisches Gebilde

dar, gemeißelt aus Bremer Sandstein, und hat drei Haupttheile: In der Mitte befindet sich zwischen zwei Säulen, über denen ein Architrav ruht, die schwarze Tafel mit der Hauptinschrift in goldnen Lettern. Rechts und links von diesen Säulen sieht man je 4 Wappen der Ahnen des Philipp von Drachensfels, flankiert von je einer Stele, welche nebst den Fortsetzungen des Architravs hinter den Mittelbau etwas zurückspringen und an dem obern Ende eine männliche und eine weibliche Caryatide haben. Rechts und links von den Stelen läuft das Epitaphium in Stein-Arabesken aus. Die obere Etage besteht aus einem etwas schmälern Aufbau; zwei Säulen tragen einen Giebel, in welchem Fruchtstücke, und über welchem zwei halb liegende, halb sitzende Figuren angebracht sind. Zwischen den Säulen stellt ein Relief die Auferstehung Jesu dar. Der Heiland steht mit dem Kreuz auf der Grabsteinplatte; 4 römische Kriegsknechte liegen oder stehen umher. Rechts und links von den Säulen sieht man Arabesken mit Fruchtstücken. Das dritte, unterste Stück des Epitaphiums zeigt unter der von Consolen getragenen Schwelle des ganzen Aufbaus zwei kürzere Inschriften wieder in goldnen Buchstaben auf schwarzem Grunde, die eine in dem Raum zwischen den Consolen, die andre etwas tiefer zwischen den Verzierungen der Consolen. Arabesken umgeben auch diesen untersten Theil.

Die drei Inschriften lauten:

1. *Philippes a Drachensfels nobilis Livonus, patre nat.(vs) Gvalt hero capitaneo arcis Tarvestensis in Livonia svb Magistro Thevtonici ordinis Plettenbergio, matre nobili Anna ab Heringen, avo Henrico, qui ex antiquissima equestri prosapia ab arce Drachensfels ad Rhenvm fluvium orivnd.(o), et ducta ex nobili Palantorm familia conirge, inde in Livoniam migravit, proavo Engelberto eqte (d. i. egrite) avrato, proavia Rennenbergiana. Hic Philippes in irvenili aetate aliquot expeditionib.(vs) bellicis in Germania interfuit, tum quoq.(ve) advers.(us) Moschem fortiter pro patria dimicavit, postea a marschalco Livoniae d.(omino) Schal a Bel capitane(us) Ascheradensis fact.(us) a^o Christi MDLX, tandem ab illustrissimo principe ac dd. Gothardo in Livonia, Cerlandiae et Sengalliae duce primo arcis Mitoviensis, deinde Doblinsensis capitane.(us), designat.(us), magna eas laude annis XXX administravit scepstisq.(ve) ex conirge nobili Ephemia a Rosen filius V, filiab.(vs) III placide in Christo obdormivit a^o MDC die XII Jellii aetatis fere LXXX et sub hoc monimento a filiis maestissimis honorifice cvndit. (d. i. conditus) cvm vxore. A^o MDXC die XX Novemb. pie defoncta expectat resorrectionem mortvorum et vitam caelestem.*

2. A^o MDC den XII Jellii starb der Edle Manhaft und Ehrwest Philip von Drachenfels Erstlicher Chorlendischer Harplmann auf Doblin, dem Got gnedich sei.

3. A^o MDXC den XX Norenbris starb die Edle viel Ehr und Tegentsame Fraw Erphenia von Rosen, Philip von Drachenfels Ehelich Hawsfraw der Got gnedich sein wolle.

Aus der lateinischen Inschrift ergibt sich, daß die vier Wappen am linken Rande derselben die der Eltern, Großeltern und Urgroßeltern des Philip v. Drachenfels sind. Das Wappen der drei Männer steht natürlich nur einmal oben. Es folgen der Reihe nach das der Mutter (v. Heringen), das der Großmutter (v. Palant), das der Urgroßmutter (v. Kemmenberch). Die Familiennamen der drei mütterlichen Ahnfrauen sind in der Inschrift nicht genannt. Wir dürfen aus der linken Wappenreihe schließen, daß das zweite Wappen rechts („Tolck“) der Mutter der Euphemia v. Drachenfels, das dritte („Donhof“) der Großmutter, das vierte („Byel“) der Urgroßmutter gehört. Das oberste Wappen rechts ist das Rosenische und gilt den drei Eheherren dieser drei Ahnfrauen. Jedes der acht Wappen hat den betreffenden Familiennamen unter sich.

Die Inschrift des großen oben schon erwähnten aufrechtstehenden Leichensteines ist eine doppelte. Zu Häupten des Frauenbildes steht der Spruch aus Pauli Philipperbrief 3, 20:

VNSER WANDEL IST IM HIMMEL VON
DANNEN WIR AVCH WARTEN DES HEI
LANDES IESV CHRISTI, DES HERRN,
WELCHER VNSERN NICHTIGEN LEIB
VERKLEREN WIRD DASS ER EHNLICH
WERDE SEINEM VERKLERTEN LEIBE.

Unter diesem Spruch steht über dem Haupte der Tochter der Name ELISBE KOSCHKELL. Von der darauf folgenden Altersangabe sind nur noch 2 Buchstaben zu sehen: A. T, zwischen welchen das L zerstört ist.

Ueber dem Kopf des Knaben steht: LEVIN SICHMVMDT, darunter eine verwischte Ziffer und die Worte: JAR ALT.

Diese beiden Kinder stammen sicher von Gerhard v. Koskull, obgleich dieselben, wahrscheinlich weil sie jung verstorben, in den sonst vorhandenen Koskull'schen Familiennachrichten nicht verzeichnet sind (cf. E. v. Rutenberg's Vortrag über unsern in Rede stehenden Leichenstein, gehalten im kurl. Museum den 5. September 1895: Mitauische Zeitung 1895 Nr. 77).

Um den Rand des Grabsteins läuft folgende Inschrift:

ANNO 1648 DEN 22 MAI IST DIE
 WOLEDLE, EHRENREICHE V. TVGENTSA-
 ME FRAWE ANNA DOROTHEA VON
 TIESENHAVSEN DES WEILAND WOLEDL
 GESTRENGEN H. ALEXANDER VON
 MEDEM S. WITTWE, HERNACH DES
 WOLEDL DES GESTRENGEN H. GER-
 HARD KOSKVL K. M. IN POLEN
 LEIBGWARDCORNE EHELICHE HVS-
 FRAWE SELIG ENTSCHLAFEN, IHRER
 SELEN IST GOTT GNEDIG, IHR
 CORPER WARTET DIE FROLICHE
 AVEERSTEHVNG ZVM EWIGEN LEBEN.

Außer den Inschriften finden sich über dem Haupte der Mittelfigur Anna Dorothea, geb. Tiefenhausen, das Tiefenhausensche Wappen und in den 4 Ecken des Steines innerhalb der Inschriftsreihen 4 Wappenpaare, Allianzwappen, und zwar: unten rechts (vom Beschauer) Medem-Koskull, womit unzweifelhaft die beiden Ehemänner der Anna Dorothea angedeutet sind; von der Umschrift ist nur noch zu sehen: Gerhard K. Unten links stehen die Wappen von Tiefenhausen und Plate, das heißt der Eltern der Anna Dorothea, Georg von Tiefenhausen auf Bersohn und Anna von Plate; oben links die der Großeltern väterlicherseits, Tiefen-

hausen-Rosen, Heinrich von Tiefenhausen auf Bersohn und Dorothea von Rosen (von der Umschrift sieht man nur . . . Tiefenhausen und Dorothea . . .); oben rechts die Wappen der Großeltern mütterlicherseits, Plate-Berg, d. i. Detlof von Plate auf Heyden bei Doblen, den wir oben schon öfters erwähnt haben, und Anna v. d. Berge. Weitere Familien-Notizen u. s. w. finden sich in C. v. Rutenberg's Mittheilungen, Mitauische Zeitung 1895, Nr. 77.

(Schluß folgt.)





Gustav Adolph und die Rudbeck'sche Kirchenvisitation.

Der 300 jährige Geburtstag Gustav Adolph's, welchen nicht nur Schweden, sondern die evangelische Welt allenthalben als einen besonders festlichen Gedenktag zu begehen sich anschickte, gab dem Verfasser Veranlassung, am 5. October 1894 in der ehstländischen litterarischen Gesellschaft in einem hier wiedergegebenen Vortrage die besonderen Beziehungen zu berühren, welche der große König zu Ehstland gehabt hat. Seine persönlichen Unterhandlungen mit den Vertretern des Landes und der Stadt Reval betrafen vornehmlich die Aufbringung der Kriegssteuern und die Verbesserung der Landesorganisation, insbesondere der Kirche und Schule. Die dadurch entstandenen heimischen Conflicte mit Gustav Adolph hat W. Greiffenhagen vor Zeiten in den Beiträgen der litterarischen Gesellschaft (Bd. III) einer lichtvollen Darstellung unterzogen, während die besonderen Bemühungen des Königs um eine Kirchenorganisation und Aufbesserung des Schulwesens, welche sich in der auf seine specielle Instruction vom Bischof Joh. Rudbeck vorgenommenen Kirchenvisitation äußerten, in der Baltischen Monatschrift (1888) durch T. Christiani eine eingehende und ansprechende Behandlung gefunden haben. Letzterer schöpfte den von ihm bearbeiteten Stoff lediglich aus Archivalien in Schweden, da ihm die Protokolle der ehstländischen Ritterschaft nicht zu Gebote standen. Durch Einsichtnahme in diese Protokolle ist dem Verfasser nun die Möglichkeit

geworden, die Christiani'sche Arbeit in etwas zu ergänzen. Zur Erläuterung sei Folgendes noch in Kürze vorausgeschickt. Gustav Adolph hatte, von Birsen unerwartet eingetroffen, seinen letzten Aufenthalt in Reval vom 22. Januar bis 24. Februar 1626 genommen. Diese Zeit füllten viele Verhandlungen mit der Ritterschaft und Stadt wegen der Kriegscontributionen und Landesorganisation aus, die einen gereizten Charakter annahmen. Der König wies der Ritterschaft gegenüber darauf hin, daß durch die vielen Kriege die Ordnung im Lande zerrüttet sei, daß es einer Reorganisation des Kirchenregiments, der Erhebung des Kirchenzehnten, der Errichtung eines Landesconsistoriums, einer Akademie und Schule aus den Einkünften der Klostergüter sowie einer Verbesserung der Justizpflege und Erhöhung der Contributionen seitens des Landes bedürfe. Zu letzterem Behuf verlangte er sowohl von der Ritterschaft als von der Stadt als Ausweg die Bewilligung des sog. kleinen Zolls, d. h. einer Consumsteuer von den zum täglichen Leben nöthigen Waaren und Lebensmitteln. Die Ritterschaft berief sich auf ihre vom König bereits früher bestätigten Privilegien und den durch die Kriege bewirkten Ruin des Landes, sie verweigerte die Bewilligung des Kirchenzehnten, da derselbe bereits vor alten Zeiten abgelöst worden sei, sie behauptete wegen der herrschenden Mittellosigkeit zunächst nichts zur Aufbesserung der Kirchen und ökonomischen Lage der Pastoren thun zu können und erklärte die vom König beantragte Justizreorganisation für unmöglich. Mit der Errichtung einer Akademie und einer Schule aus dem Klostervermögen war sie einverstanden, beanspruchte jedoch eine ausschließlich adliche Schule. Den sog. kleinen Zoll bewilligte die Ritterschaft einstweilen unter Vorbehalt eines Widerrufs. Letzteres Zugeständniß hat wohl den König milder gestimmt, denn er zog der Ritterschaft gegenüber für dieses Mal mildere Seiten auf und ließ die Forderung des Kirchenzehnten zunächst fallen. Dagegen entbrannte sein Zorn gegen die Vertreter der Stadt, an welche nur die Forderung einer Bewilligung des kleinen Zolls gelangt, aber als schädlich zurückgewiesen worden war. Durch maßlose Drohungen suchte er sie einzuschüchtern. Schließlich drohte er gar, die Stadt in einen Steinhaufen zu verwandeln und die großen Häupter aus den großen Steinhäusern zu entfernen. Das verfehlte seine Wirkung nicht, denn mit „häufigem

Trauern“ bewilligte die Stadt endlich den kleinen Zoll unter der Bedingung, daß Reval vom Sundzoll befreit bliebe. Damit scheinen die Conflictc mit der Stadt erledigt gewesen zu sein, während sie sich mit der Ritterschaft in der Folge um so schärfer erneuten.

Der um das Wohl der lutherischen Kirche so eifrig bemühte Fürst konnte sich bei dem verwahrlosten Zustande der Kirche in Estland nicht beruhigen, sondern schickte, da die Kirchen- und Schulfrage unter Anderm offen geblieben war, im folgenden Jahre (1627) den Bischof Johann Rudbeck mit einer Suite nach Reval, um zunächst in Estland, dann aber in Liv- und Ingermannland eine Visitation und Reform der Kirche vorzunehmen. Der größte König hatte zu diesem Zweck „den ersten Mann der schwedischen Kirche“ erwählt und ihm eine lange schriftliche Instruction mitgegeben. Laut derselben sollte Rudbeck die Kirchenverfassung, die wirthschaftliche Lage der Kirchen und Pastoren, den Bildungsgrad und die Sitten der letzteren und den Zustand der Schulen erkunden, die Abstellung aller Mängel erörtern und danach seine Maßregeln treffen. Insbesondere sollte er nach Uebereinkunft mit geistlichen und weltlichen Personen die Einnahmen der einzelnen Kirchen und Schulen festsetzen und die Unterhaltsmittel beschaffen, die Wiedereinführung des Kirchenzehnten bewirken, den Bestand und die Obliegenheiten der höhern Geistlichkeit feststellen und die Errichtung eines Consistoriums zu Wege bringen, endlich sollte er danach eine der schwedischen entlehnte, den örtlichen Verhältnissen angepasste Kirchenordnung abfassen und einführen, für geeignete Geistliche sorgen und kirchliche Streitfachen entscheiden. Eine Remedur der gefaßten Beschlüsse hatte sich der König vorbehalten. Der Mitwirkung der Landesvertretung, der Landrätthe, geschah nur in einem vom Unterhalt der höhern Geistlichkeit handelnden Punkte der Instruction Erwähnung. Die Machtvollkommenheit, die der Bischof durch letztere erhalten hatte, war mithin sehr groß. Daß er, der gelehrte, hochbegabte Mann, der in Schweden als Visitator und Reformator der Kirche Großes geleistet hatte, hier zunächst wenig ausrichtete, lag einerseits an seinem hochmüthigen, schroffen, ja groben Wesen, dem jedes feinere politische Tactgefühl abging, andererseits an seiner Unkenntniß der örtlichen Verhältnisse, die er manchmal übrigens auch nur als Deckmantel der Rücksichtslosigkeit

zur Schau trug. Schien er doch nicht einmal zu wissen, daß in Reval schon seit langer Zeit ein Consistorium und ein Superintendent existirten. Ebenso wenig war ihm bekannt, daß in Reval schon die kurländische Kirchenordnung galt. Die ihm mitgetheilten kirchlichen Privilegien der Stadt ebenso wie das Consistorium ignorirte er, so daß die Stadtgeistlichkeit mit Ausnahme eines Mals die von Rudbeck ausgeschriebene große Provinzialsynode gar nicht besuchte und die Visitation nur zu einem erbitterten Schriftwechsel führte, für die Stadtkirchen aber ohne irgend welchen Belang blieb.

Am 30. Juli 1627 hatte der Bischof jene große Synode ausgeschrieben, zu welcher er ohne Autorisation auch die Pastoren des ehstnischen Livlands aufforderte. Die citirten Pastoren und Lehrer sollten bei Vermeidung von Strafe erscheinen und erstere außer allerhand schriftlichen Auskünften über Pastoratsfundationen, Ordination, Lebenswandel u. s. w. auch mindestens 4 Bauern aus jedem Kirchspiele zur Befragung mitnehmen. Während der Synode, die bis zum 26. August dauerte, wurden täglich in der Domkirche Predigten und namentlich Probepredigten von Pastoren gehalten, welche dadurch ihre amtliche Bestätigung vom Bischof erlangen wollten. Seinem Willen gemäß beschloß die Synode unter Constatirung verschiedener Uebelstände des Kirchenwesens, daß der Kirchenzehnte wieder zur Zahlung gelangen solle, daß die Pastorate und Küsterwidmen mit einem gewissen Minimum an Land und Einkünften zu versehen seien, daß Kirchenräthe und ein Consistorium sowie 4 Pröpste einzusetzen, alljährlich Synoden abzuhalten und nur studierte Theologen als Pastoren anzustellen seien und die Disciplin unter den Gemeindegliedern geschärft werden solle. Alles dieses war vorbehältlich einer Remedur seitens des Königs festgesetzt worden und konnte schon deshalb kein allendlicher Beschluß sein, weil es sich dabei um Bewilligung des Zehnten und anderer kirchlichen Fundationen handelte, die nur die Ritterschaft machen konnte.

Bei Einziehung der Auskünfte hatte sich der Bischof bis dahin nur an die Angaben der einberufenen Pastoren und Bauern gehalten, er hatte auch zuwider dem Patronatsrecht der Gutsbesitzer von sich aus Landpastoren ab- und eingesetzt, in Sachen der Geldbewilligungen und Fundationen konnte er aber in keiner Weise die Mit-

wirkung der Ritterschaft umgehen und veranlaßte daher die Berufung eines Landtages auf den 18. September 1627.

Die Versammlung fand auf der Landstube im Michaeliskloster statt. Am Tische saß Bischof Rudbeck mit dem Gouverneur und seinen Commissären, die versammelte Ritterschaft, auch der Ritterschaftshauptmann standen. Nachdem der Bischof eine schwedische Rede gehalten und seine „Proposition“ auf schwedisch vorgelesen worden war, bat die Ritterschaft sich letztere auf deutsch aus, was Rudbeck verweigerte mit dem Bedeuten, daß sie dieses wohl auch verstehen müßten, da sie die Donationsbriefe auf schwedisch verstehen könnten. Nach einem höflichen Abschiede versprach die Ritterschaft die bischöfliche Proposition, die ihr schriftlich übergeben werden sollte, auch schriftlich zu beantworten, was unterm 3. Oktober geschah.

Christiani bedauert in seinem erwähnten Aufsätze, daß sowohl die Proposition des Bischofs als auch die Antwort der Ritterschaft verloren gegangen und nur die darauf folgende Replik des ersteren und die Duplik der Ritterschaft erhalten seien. Die Antwort der Ritterschaft, aus welcher sich auch die Propositionen des Bischofs entnehmen lassen, enthalten nun die vom Verfasser eingesehenen Ritterschaftsprotocolle¹⁾, welche überhaupt über die Verhandlungen und Beschlüsse der von Rudbeck einberufenen Synode und die Verhandlungen mit der Ritterschaft manche Details geben. So erfährt man aus ihnen, daß die Ritterschaft, nachdem der Bischof die Ausfertigung einer deutschen Uebersetzung seiner Propositionen verweigert²⁾ hatte, selbst eine Uebersetzung anfertigen lassen wollte. Um nicht zu viel Zeit damit zu verlieren, wurde indessen später dem Ritterschaftssecretair aufgetragen, beim Bischof, welchem der deutschen Sprache kundige Leute zu Gebote standen, die Bitte zu wiederholen. Rudbeck schlug jedoch das Gesuch mit folgendem groben Bescheide ab: „Untertanen gebühre es, sich nach ihrem Herrn zu accomodiren und nicht das Gegenspiel zu thun; hätten Landrätthe und Ritterschaft in

1) Cf. die vom Landrath F. v. Samson zusammengestellten ausführlichen Protocollauszüge im Ritterschaftsarchiv. Die Aufmerksamkeit des Verfassers lenkte auf dieselben Ritterschaftssecretair H. Baron Toll.

2) Die Ritterschaft hatte sich darauf berufen, daß nur wenige von ihren Angehörigen schwedisch verstünden und sowohl die Commissäre als auch der König selbst mit ihnen deutsch verhandelten.

der Jugend nichts gelernt, so sollten sie es im Alter noch thun, sie wären nicht zu alt dazu; sie suchten hierunter ihre sonderliche Hoheit, respectirten die königlichen Herren Commissäre nicht, sie wären unverständige Leute, bezeigten sich wie Tyrannen wider ihre Unterthanen, sie hielten ihre Hunde besser als ihre Bauerschaft, wollten nichts zu Gottes Ehre geben, nähmen 9 Theile und ließen ihren Bauern den zehnten und könnten daher kein Gedeihen haben.“ — Der Ritterschaftssecretair erwiderte dagegen, daß dem Bischof die Beschaffenheit des Landes unbekannt und er von übelgesinnten Leuten falsch unterrichtet worden sei und daß er, der Secretair, der Ritterschaft die Calumnien, welche sie nicht auf sich sitzen lassen werde, pflichtgemäß anzeigen müsse.

In der erwähnten Antwort beschwert sich die Ritterschaft zunächst darüber, daß der Bischof nach Zusammenberufung der Priesterschaft, ohne die Landräthe zu Rathe zu ziehen, allein die Berichte der Prediger berücksichtigt. Letztere hätten sich nicht an die Wahrheit gehalten und die Ritterschaft falsch beschuldigt. Ferner habe der Bischof das Patronatsrecht der Ritterschaft verletzt, indem er Landpriester eingesetzt ohne deren vorgängige Präsentation vor den Patronen. Gegen nachstehende, in den Propositionen des Bischofs erhobene Beschuldigungen und Ausstellungen richtet sich die Antwort der Ritterschaft in Kürze folgendermaßen:

1) Daß wenig Gotteshäuser im Lande vorhanden, in welchen Gotteswort gepredigt werde, und daß die vorhandenen theils wüste und öde, theils ganz verfallen seien: Wenn auch nicht wenig Kirchen im Lande seien, die nicht nach Nothdurft versorget, so möge doch der Bischof bedenken, wie sehr das Land durch Kriege verwüstet worden und die drückendste Armuth herrsche, weshalb es unmöglich sei, Alles wieder in den vorigen Stand zu setzen. Sobald das Land bei dem nunmehr eingetretenen Frieden wieder emporkomme, werde man auch für die Kirche etwas thun können.

2) Daß die Kirchspiele nicht überall mit tüchtigen und gelehrten Predigern versehen, — daran sei mehr die angedeutete Lage des Landes als die Ritterschaft schuld.

3) Daß die Priesterschaft unterdrückt und in Ermangelung eines Hauptes unter die Füße getreten werde, — diese Beschuldigung sei unbegründet, denn die Prediger würden, — obgleich mehr ihres

tragenden hohen Amtes als Tüchtigkeit ihrer Personen wegen, — in allem billigen Respekt und Ehren gehalten.

4) Daß die Priester nicht gehörig versorgt, — sei gleichfalls unbegründet, denn ihre Einkünfte könnten nicht als schlechte Almosen angesehen werden, wenn mancher Prediger 3 bis 8 Last Korn und mehr verführe, was mancher Junker nicht vermöge.

5) „Daß die Landeseingesessenen ein solch grob, unvernünftig Leben mit Verachtung Gottes Worts und der heil. Sacramente, mit Abgöttereien und Götzendienste, mit Hurerei und Leichtfertigkeit, wie in der Proposition gesetzt, führen sollen,“ — das zögen sich die Landräthe und Ritterschaft, — obgleich sie keine Götter und Engel seien und manche Fehle und Gebrechen hätten. — „nicht allein hoch zu Gemüthe, sondern halten es für einen Frevel, daß dieser weitberühmten Provinz Kinder und Eingeseffene für solche gottlose, heidnische und leichtfertige Leute und Maleficienten durch bösen und unwahrhaften Bericht bei J. K. Maj. als ihrer christlichen hohen Obrigkeit oder auch sonst in der Welt sollten ausgesetzt und gehalten werden.“ Die Schuldigen müßten genannt und die verläunderischen Berichte nicht hinausgetragen werden.

6) Daß keine bestimmte Kirchenordnung befolgt werde, dagegen sei zu erwidern, daß die Landeskirchenordnung nach der Reval'schen abgefaßt sei, an welcher die Ritterschaft nichts auszusetzen habe. Vor Einsetzung der Priester müßten dieselben sich schriftlich reverfieren, sich nach dieser Ordnung zu halten.

Weiter heißt es mit Beziehung auf eine unterm 1. Oktober 1627 vom Bischof erlassene besondere Proposition, durch welche er bei der Ritterschaft antrug, die Bauern an Festtagen mit Arbeit zu verschonen und ihnen die Freizügigkeit zu geben:

7) „Daß aber diese Bauerschaft dienstbar und ecklicher maßen leibeigen, ist nicht unsere Schuld oder derer, die dieses Vaterland vor so viel 100 Jahren mit dem Schwerte (erobert) und von der Heidenchaft zum Christenthum gebracht, besonder ihrer selbst eigenen bösen Untreu und Natur, in welcher von Anfang ihre Vorfäter und noch sie anigo stecken, beizumessen, wie solches nicht allein die Historien, sondern auch das gefährliche Werk, welches wir noch zu unseren Zeiten erlebet, verursacht. Wundert auch den Herren Landräthen und der Ritterschaft nicht, daß der Herr Bischof als ein Fremder,

dem diese Nation unbekannt, einer solchen Opinion sein mag, weilten fast die Vornehmsten des Reiches Schweden, so allhier im Lande begütert, gänzlich solcher Meinung gewesen, nachdem sie aber der Leute Natur innen worden, haben sie müssen bekennen, daß die Nation durch keinen andern Weg zu regieren, derowegen auch ihren Verwaltern hinterlassen, daß sie nicht anders als nach alter Gewohnheit sie halten und regieren sollen,“ — zu geschweigen des denkwürdigen Umstandes, daß als König Johann und der Polen König Stephan nach Eroberung des Landes von den Moskowitern, — „mit der Bauernschaft in diesen Landen eine andere Ordnung fassen und publiciren wollten, sie selber (die Bauern) aus allen Landesorten an J. R. Maj. nach Reval und Riga die Ihrigen abgefertigt und mit gewissen rationibus sie bei altem Brauch gnädigst zu erhalten sowohl schrift- als mündlich durch unterschiedliche Fußfälle unterthänigst angehalten und gebeten haben.“ — Der Vorwurf, daß die Ritterschaft die Bauern durch Arbeit von dem Kirchenbesuch abhalte, sei falsch, da sie im Gegentheile dieselben zum Gotteswort anhielte.

8) Daß man untüchtige Prediger anstelle, keine gelehrten Schulen im Lande habe und der ehstnischen Sprache unkundige Personen zu Predigern verordne, seien Uebelstände, deren Abschaffung man sehnlichst wünsche. Die langwierigen Kriege hätten viel geschadet; man habe sich in Ermangelung einheimischer mit Fremden behelfen müssen, doch stände zu hoffen, daß jetzt mehrere Landsleute aus Deutschland zurückkehren, die tauglich zum Predigtamt seien. — „Es wünschen auch die Landräthe und gemeine Ritterschaft, daß diejenigen, so der Herr Bischof an die Stelle gesetzt, mehr denn die vorigen zum Ministerio dienlich sein möchten; es ist aber nicht unbekannt, daß vielleicht eckliche ordiniret, die man an die Landkirchen zu vociren vielleicht Bedenken haben möchte.“

9) Endlich wendet sich die Ritterschaft gegen den Vorwurf, daß die Ursache alles Verderbs des Kirchenregiments die sei, daß „man den Zehnten, auch andere geistliche Güter, welche zum Aufenthalt des Priesteramts, der Kirchen und Schulen zc. vormalen gestiftet, aus unmäßigem Geiz und zur Anreizung Gottes gerechten Zorns zu sich gezogen,“ — wogegen von den Commissairen als bestes Mittel zur Besserung des Kirchenwesens und Erhaltung eines

Consistoriums und der Schulen die Wiedereinführung des Kirchenzehnten, der schon in der Bibel angeordnet und immer und überall zu Kirchenzwecken bestimmt sei, vorgeschlagen worden. Die Ritterschaft erwidere dagegen, sie sähe nichts lieber, als daß Kirchen und Schulen, jene vornehme Säulen der menschlichen Wohlfahrt, in gutem Stande seien, man möge aber ihre Unvermögenheit und Armuth berücksichtigen. Die Klostergüter (Kuimesz und Nappel) seien zwar durch des Königs Gnade zum Unterhalt der Schulen bestimmt, sie seien aber durch die Kriege so heruntergekommen, daß sie augenblicklich nicht dazu hinreichten, außerdem müßten die Klostergebäude reparirt werden und die Klosterjungfrauen ihren jährlichen Unterhalt daraus empfangen. Gegen Wiedereinführung des Kirchenzehnten, den schon das neue Testament aufgehoben, protestire die Ritterschaft. Wenn augenblicklich einige Prediger Mangel litten, so seien die Kriegszeiten daran schuld und die Geistlichen könnten es nicht besser haben als der Adel selbst, außerdem wolle man dem abzuhelpen suchen durch andere zweckmäßige Mittel. Ihre Vorfahren hätten sich und ihre Nachkommen von dem Zehnten rechtmäßig befreit¹⁾ und könnten sie jetzt nicht darin willigen. Zu katholischer Zeit hätten die Kirchen ihr bestimmtes Patrimonium und stattliche Landgüter gehabt, wovon Bischof und Consistorialen reichlichen Unterhalt genossen, bei der Unterwerfung unter Schweden seien aber diese Güter von dem Könige verdienten Personen geschenkt worden und könne man jetzt in Ermanglung dieser Güter den Zehnten nicht wieder einführen. Uebrigens sei der Zustand des Landes so, daß die Durchführung dieser Maßregel den gänzlichen Ruin des Adels und der Bauerschaft verursachen würde. Denn wenn der Bauer außer dem Zehnten, welchen er „als Recht und Gebühr, wie in aller Welt gebräuchlich, zuvörderst seiner Herrschaft entrichte, noch dem Priester den Zehnten geben und mit der Seinigen zur Leibeskleidung und Nothdurft der Wirthschaft sich unterhalten und daneben die Saat des künftigen Jahres bewahren solle, so müsse er untergehen und verderben oder das ganze Land verlaufen.“ Wolle man aber die Einnahme des Zehnten zum Theil dem Adel entziehen, der in den Kriegszeiten

¹⁾ Cf. Archiv für die Geschichte Ost-, Liv- und Curlands I. Folge. I. S. 31. II. S. 275 (Sendkorn und Kirchenzehnte).

schon so sehr gelitten, so daß das Land größtentheils verpfändet und die Leute (Bauern), von denen vormals alle Büsche voll gewesen, bis auf die Hälfte geschwunden seien, so werde der Adel ganz zerüttet werden und der König wenig Nutzen sowohl vom Rosßdienst als auch von andern Diensten haben.

Die darauf folgende Replik des Bischofs vom 4. Oktober und die Duplik der Ritterschaft vom 9. Oktober, welche auch in den Ritterschaftsprotokollen vorhanden sind, giebt Christiani in seinem erwähnten Aufsatz inhaltlich nach den schwedischen Archivalien wieder. Des Zusammenhanges wegen seien sie hier kurz referirt. Der Bischof proponirte der Ritterschaft, daß die Adlichen behufs Ermittlung der Wahrheit ihre Pastoren mit je 4—6 Bauern aus jedem Kirchspiel binnen 6—7 Tagen nach Reval zur Befragung fordern und schriftliche Beweise ihrer Patronatsrechte und Besitzrechte wegen ehemaliger Kirchenliegenschaften beibringen sollten. Da die Ritterschaft keine Mittel vorzuschlagen wisse und den Zehnten und die Befreiung der Bauern verweigere, so proponire er zum Besten der Kirche den 11. oder 9. Theil der Einkünfte der Bauern zu erheben, so daß dem Edelmann der zehnte und dem Bauern 8 oder 9 Theile verbleiben. Die Chsten seien von Natur nicht ärger als andere Völker, sondern nur durch die Sklaverei verdorben. Im Uebrigen erbot sich der Bischof zu weiteren Verhandlungen. In ihrer Duplik erklärte die Ritterschaft die nochmalige Einberufung der Prediger für ein Unding. Die Edelleute seien schon lange in der Stadt aufgehalten worden und müßten wegen der drohenden Kriegsgefahr die Stadt verlassen. Hätte der Bischof die Ritterschaft gleich hinzugezogen und die Kirchspielsjuncker mit den Priestern confrontirt oder aber im Beisein der ersteren die Kirchspielsvisitationen vorgenommen, wie solches früher geschehen, so wäre etwas Nützliches herausgekommen. Dann hätte es auch nicht geschehen können, daß der Bischof einen öffentlich infamirten Priester aus Unkenntniß zum Propst eingesetzt. — Gegen den Zehnten protestirte die Ritterschaft, ebenso gegen Antastung des Patronatsrechts, das sie zu begründen suchte, und behielt sich endlich die weiteren Schritte wegen der ihr vom Bischof zugefügten Beleidigungen vor. — Nach einer schriftlichen Schlußverhandlung, die zu nichts führte, verließen die Glieder der Ritterschaft wegen der von Polen drohenden Kriegsgefahr eilig

die Stadt und auch der Bischof schiffte sich bereits am 15. Oktober mit seinem Gefolge nach Schweden ein. Das unmittelbare Resultat dieser mit so vielem Geräusch inscenirten Visitation war ein sehr geringes. Es beschränkte sich für das Land auf die Ersetzung mancher untauglichen Prediger durch bessere, auf zeitweilige Einführung der schwedischen Kirchenordnung, auf Erlass einer Synodal- und Visitationsordnung und eine neue Diöcesaneintheilung in 6 Pfarreien. Für die Stadt Reval war sie ganz resultatlos.

Ein Nachspiel hatte die Rudbeck'sche Kirchenvisitation im Jahre 1629, wovon die ritterschaftlichen Protokolle berichten. Im Februar des Jahres fertigte die ehstländische Ritterschaft eine Deputation an den König nach Stockholm ab, welche folgende Aufträge in Kirchenangelegenheiten erhielt: 1) Dem Könige für die Anordnung der Visitation zu danken, 2) ihm klagend die Eingriffe des Bischofs Rudbeck vorzulegen, welcher die Visitation ohne Mitwirkung der Ritterschaft bewerkstelligt, mit Verletzung des Patronatsrechts Priester ab- und eingesetzt und die Ritterschaft in Wort und Schrift schimpflich behandelt, 3) um Ernennung eines von der Ritterschaft vorzuschlagenden und zu besoldenden Superintendenten als Oberhaupt der Priesterschaft und Errichtung eines Consistoriums nachzufuchen, bestehend unter Vorsitz des Gouverneurs aus dem Superintendenten, aus 2 oder 3 Landrätthen und den Präpsten und vornehmsten Theologen, 4) dem Könige anzuzeigen, daß die Ritterschaft bereits zwei gute Lehrer für eine zu gründende adliche Particularschule engagirt, und 5) die Ansprüche der Stadt Reval auf die Schule und die Klostergüter der Entscheidung des Königs anheimzustellen.

Die Deputirten erhielten zunächst eine Audienz am 24. März 1629, bei der sie vom König hart angefahren wurden. Sie hatten außer ihrem Anliegen in Kirchensachen auch die Beschwerde des Adels über zu große Besteuerung des Landes vorgebracht und angezeigt, daß die Ritterschaft statt des bewilligten kleinen Zolls eine Jahressteuer von 20,000 Thlr. zu Kriegszwecken zahlen wolle. Dieses sowie die Verweigerung des Kirchenzehnten und das protestirende und negirende Verhalten der Ritterschaft erregte den Zorn des Königs auf's Aeußerste. Er nahm den Bischof anfangs in Schutz, ließ ihn jedoch zur Verantwortung citiren. Die Deputirten reichten ihre Klage schriftlich am 14. April bei den Reichsrätthen ein und

es kam dabei zu mündlichen Verhandlungen zwischen letzteren, den Ehstländern und Rudbeck. Dieser war vorher vom König in einer Audienz unsanft angefahren und beauftragt worden, was er ehemals verschuldet, jetzt besser zu machen. Er erklärte nunmehr, daß er keineswegs die Absicht gehabt habe zu beleidigen, sondern im Allgemeinen die Laster habe charakterisiren wollen, die im Lande im Schwange seien. Das Resultat der Verhandlung war folgender Passus einer am 24. April 1629 ausgefertigten königlichen Resolution: „Da S. Kön. Maj. aus der Erklärung der Ritterschaft habe abnehmen mögen, daß dieselbe nicht allein an Zerstückung der Commission nicht schuldig, sondern vielmehr als christ- und polizeiliebende Unterthanen geneigt wären, ihrem Oberhaupt und so billig mäßigem Begehren gebührend an die Hand zu gehen und die sowohl in Kirchen, Schul- und Justizweck eingerissenen Mängel mit Anstellung allerseits beständiger Ordre zu ihrer und ihrer Posterität selbsteigenen Seligkeit und Wohlstand zu verbessern, — nach dem mahl aber die Herren Abgeordneten sich weiteres nicht entdecken wollen, als daß sie zwar den mürben und ganz gefährlichen Nebelstand ihres Vaterlandes erkennen, die angetragene curam aber als impertinent und dieser Zeit nicht practicabel so weit recipiret, daß sie weder zu Bestellung eines gewissen Consistorii und Schulen, noch Formirung eines beständigen und ehrlichen Unterhalts ihrer Kirchen und dero Diener verstehen oder anstatt des von den Kirchen entwendeten Zehnten einig Aequivalent verwilligen wollen, — als stellen es S. K. M. zwar vor dies Mal dahin, versehen sich auch, E. E. Ritter- und Landschaft werde sich inmittelst eines bessern bedenken, die hohe Billigkeit der Restauration ihrer Kirchen etwas tieferes beherzigen und sich des Zehnten halber, als des einzigen bequemlichsten und bei der ganzen Christenheit üblichen Mittels hierzu oder an dessen statt eines beständigen Aequivalents halber besser erklären.“

Auf der zweiten Audienz am 25. April 1629 ging es heiß her. Der König überschüttete in größtem Zorn die Deputirten mit Schmähungen, Schimpfwörtern und Drohungen, ja drohte sogar mit Enthauptungen. Zum Schluß der Audienz wurde er jedoch, ohne ein Zugeständniß erhalten zu haben, milder und entließ die Deputirten schließlich, indem er der Ritterschaft seinen gnädigen

Gruß vermeldete, die Deputirten vielfach segnete und ihnen auftrug, Alles wohl zu verrichten und ihn nicht mehr zum Zorn zu reizen. Wie diese so war auch die letzte Abdelegirung der Ritterschaft an den König in Kirchensachen resultatlos. Die Deputirten wurden von ihm im Sommer 1630 empfangen am Vorabend seiner Abfahrt nach Deutschland zum Kriege, der ihm ewigen Ruhm und den Tod brachte.

Zu Lebzeiten Gustav Adolph's trugen seine Bemühungen doch in sofern Früchte, als abgesehen von der Gründung der Universität Dorpat, die Estland auch zu gut kommen sollte, auf Anregung des Königs ein von ihm bestätigter Vergleich zwischen der Ritterschaft und der Stadt wegen der Klostergüter und des zu gründenden Gymnasiums am 16. Februar 1631 zu Stande kam. Das Gymnasium¹⁾, welches die Ehre hat, ihn als Gründer zu nennen, ist ja bekanntlich mehr als 250 Jahre eine Leuchte der Heimath und eine Bildungsstätte gewesen, aus der viele ausgezeichnete, dem Gemeinwohl nützliche Männer hervorgegangen sind.

Eine weitere Folge der Visitation war die Einrichtung eines Landconsistoriums unter Gustav Adolph's Nachfolgern und die allmähliche weitere Ausbildung der Kirchenorganisation, denn ohne die vom König ergriffene Initiative wäre dem darniederliegenden Kirchenwesen Estlands so bald nicht Abhülfe geschehen.

In Rudbeck hatte Gustav Adolph einen Mann ausgesucht, der so zu sagen das Kind mit dem Bade ausschüttete. Als Haupt der hierarchischen Parthei in Schweden, die auf Trennung von Kirche und Staat, auf Beschränkung der Adelsprivilegien und Aufhebung des Patronatsrechts losging, kennzeichnete der Bischof sein Verfahren hierdurch die ihm eigene Rücksichtslosigkeit, die ihn nach dem Tode des Königs 1636 auch mit der schwedischen Regierung in argen Conflict brachte. Wenn er sich schon in Schweden als Beschützer des dort freien Landvolks gegen angebliche Bedrückung aufspielte, so nimmt es nicht Wunder, daß er mit Ueberschreitung seiner Instruktion seinen eignen Intentionen gemäß in Estland die Agrarfrage in die Sache der Kirchenvisitation hineinmischte und auf Befreiung der estländischen Bauern drang, deren Leibeigenschaft, wie

¹⁾ Neuerdings Nicolai-Gymnasium benannt.

er wohl wußte, dem an die Freiheit seines Schwedenvolks gewöhnten Könige sehr unsympatish war. Ebenso zog er sicherlich ohne Absicht des Letztern, zumal in so schroffer Weise, die Sprachenfrage hinein¹⁾, indem er sich mündlich und schriftlich des Schwedischen bediente. Gustav Adolph, von einer deutschen Mutter geboren und mit einer deutschen Prinzessin verheirathet, beherrschte das Deutsche und stand dem modernen Nationalitätsprincip fremd gegenüber, wie er denn auch in den mündlichen Verhandlungen mit den Vertretern des Landes und der Stadt sich stets der deutschen Sprache bediente.

Das hier erwähnte harte Auftreten des Königs gegen die Vertreter von Stadt und Land dürfte in Nachstehendem seine Erklärung finden. Als Anhänger des Staatsmannes Hugo Grotius und des sog. aufgeklärten Despotismus lag ihm daran, seine Absichten für das Wohl des Staats oder dessen einzelne Theile durchaus zu verwirklichen und Hindernisse, die sich ihm dabei entgegenstellten, zu beseitigen. Ein großer Herrscher, nicht nur als Politiker und Feldherr nach Außen, sondern auch als Organisator nach Innen, mußte der anerkannt elende Zustand des Kirchen- und Schulwesens in Estland seine ganze Aufmerksamkeit und Fürsorge in Anspruch nehmen. Ebenso war ihm die Zahlung der Contributionen von höchster Wichtigkeit, da die vielen Kriege die Austreibung großer Mittel verlangten. Bei den Vertretern des Landes und auch bei denen der Stadt begegnete er stets Protesten, Widerspruch und Berufung auf ihre Privilegien. Zwar stand einerseits der Umstand, daß das Land durch die Verwüstungen Iwan's des Schrecklichen und die nachfolgenden Kriege mit Rußland und Polen unendlich gelitten hatte und nicht zur Ruhe gekommen war, ihnen entschuldigend zur Seite und andererseits, daß ihnen als „Grenzern“, als Bewohnern eines allen möglichen Occupationen ausgesetzten Grenzlandes, ihre Privilegien besonders als Anker ihrer Existenz erscheinen mußten, — der König aber, der an patriotische Opfer seines Schweden-

¹⁾ Nach Westling, Rudbecks visitation i Estland. Hernösand 1890. S. 19, Anm., soll Rudbeck laut seiner eigenen Angabe solches im Auftrage des Königs gethan haben (Progressus itineris f. d. 5. Dkt. Hist. 51), was indessen bei der bestrittenen Wahrheitsliebe des Bischofs gegenstandslos sein dürfte.

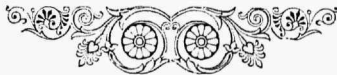
volkes gewöhnt war und nicht berücksichtigte, daß der Reichstag, in dem Ehistland und Reval nicht vertreten waren, dieselben bewilligte, muthete letzteren ähnliche Opferwilligkeit zu und sah in der Verweigerung von Contributionen Mangel an Patriotismus, wie er solches auch ausgesprochen hat.

Die neueste Geschichtsforschung will in Gustav Adolph nur den Politiker und nicht den Glaubensheld gelten lassen. Wer die Auffassung seiner Person und Thätigkeit kennen lernt, wie sie sich in Briefen seiner nächsten Umgebung gleich nach seinem Tode äußert, wird dem widersprechen müssen. Ein Gleiches lehren auch die mündlichen Verhandlungen mit den Deputirten der Ritterschaft. Ueberall vertrat der König das Interesse der Kirche und nennt sie vor dem Staat, wo von beiden die Rede ist. Dieses tiefgläubige, zu den höchsten Opfern bereite Gemüth, mußte in den Weigerungen der Ritterschaft, in ihren Protesten und Berufungen auf ihre Privilegien in Sachen der Kirchenvisitation eine verrottete Engherzigkeit sehen, welche seine, der ehstländischen Kirche zugedachte Hülfe paralyfirte und ebenso wie die Verweigerung der Contribution sein leicht erregbares Blut in Aufwallung brachte. Dabei lag den Ausschreitungen des Königs offenbar auch eine Berechnung zu Grunde, der Zweck der Einschüchterung. Er hatte die Privilegien von Land und Stadt schon früher confirmirt, wollte also nicht durch strikten Befehl, d. h. durch offenen Rechtsbruch dagegen handeln, sondern suchte, da Zureden nicht half, durch Drohung und Ungebehrdigkeit Bewilligungen zu erlangen, was er ja auch gegenüber der Stadt bei Bewilligung des kleinen Zolls erreichte. Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß er keine seiner Drohungen erfüllte, sondern stets um das Wohl von Stadt und Land besorgt gewesen ist. Versöhnend wirkt und Zeugniß giebt für sein edles Gemüth der Schluß der stürmischen Audienz am 25. April, als der König, ohne seine Wünsche in etwas befriedigt zu sehen, seinen gnädigen Gruß der Ritterschaft übermittelt und die fortgehenden Deputirten vielmals segnet.

Wo viel Licht, da ist viel Schatten, sagt das Sprüchwort, doch groß ist hier in diesem Fall der Schatten nicht im Verhältniß zum Licht. Der große Kriegsheld polternd in maßlosem Jähzorn

ist zwar kein erhabenes, aber auch kein widerliches Bild. Dem Manne, der Kirche und Schule hier im Lande gebaut, wäre solches schon lange nachzusehen, vollends aber dem Helden, der durch Kampf und Tod unsere Kirche vor dem Untergange bewahrt hat.

E. v. Nottbeck.





Alexander Baron von der Pahlen †.

Am 24. Oktober des verflossenen Jahres vollendeten sich 25 Jahre, seit Estland durch die Eröffnung der Baltischen Eisenbahn in das Netz des europäischen Weltverkehrs hineingezogen und damit zugleich auch der Nachbarprovinz Livland Gelegenheit geboten wurde, durch den Anschluß an die Strecke St. Petersburg-Neval nach und nach eine längst erwünschte Erweiterung und Ausdehnung ihrer damals kaum minder beschränkten Kommunikationslinien zu finden. Als in den Tagesblättern auf jenen bedeutsamen Gedenktag hingewiesen wurde, weilte der Mann, dem dieser wichtige Fortschritt in dem Verkehrsleben unserer Provinzen in erster Reihe zu danken war, nicht mehr unter den Lebenden. Kein volles Vierteljahr vorher war der Kammerherr Alexander Baron von der Pahlen, der Begründer der Baltischen Eisenbahn, seinem schweren Leiden erlegen, das ihn, den damals 72jährigen, drei Jahre früher auf das Krankenlager niedergeworfen und zu hoffnungslosem Siechtum verurtheilt hatte. Um so lebhafter aber lenkte die wieder frisch gewordene Erinnerung an seine hervorragenden Verdienste den Blick auf den kaum geschlossenen Grabhügel, um ihn mit dem Ehrenkranz dankbaren Gedächtnisses zu schmücken.

Auch diese Zeilen haben nur den Zweck, ein schlichtes Gedenkblatt auf seine Gruft zu legen und als Ergänzung zu dem äußerlichen Bilde des Hingeschiedenen, mit welchem dieses Heft geschmückt ist, in flüchtigen Strichen ein Bild seines Wirkens und Seins zu skizziren.

Alexander Baron von der Pahlen war am 29. December 1819 auf seinem Erbgute Wait in Ehstland geboren, ein Sohn des ehemaligen Curators des Dörptschen Lehrbezirks und späteren General-Gouverneurs der baltischen Provinzen, nachmaligen Reichsrathsmitgliedes Baron Pahlen. Seine erste Jugendbildung hatte er im elterlichen Hause genossen und sodann die Junkerschule in St. Petersburg besucht, um sich dem Militärdienst zu widmen. Im September 1836 trat der noch nicht 17jährige als Unteroffizier in das Leibgarde-Regiment zu Pferde ein und wurde hier im Jahre 1838 zum Cornet, 1841 zum Lieutenant und drei Jahre später zum Stabsrittmeister befördert. Im Jahre 1845 wurde er Adjutant bei dem General-Adjutanten von Knorring, nahm aber trotz seiner guten Aussichten in der militärischen Carrière schon im Jahre darauf als Rittmeister seinen Abschied, um sich zur Bewirthschaftung seiner väterlichen Güter nach Ehstland zurückzuziehen.

Hier sehen wir ihn, nachdem er inzwischen einige kleinere Landesposten bekleidet, bereits zwei Jahre darauf durch das Vertrauen seiner Standesgenossen auf den Posten eines Kreisdeputirten von Harrien berufen, den er bis zum Jahre 1862 ununterbrochen inne hatte. In diese Zeit fällt auch seine am 30. September 1856 erfolgte Ernennung zum Kammerjunker des Allerhöchsten Hofes und die Verleihung des St. Stanislausordens 2. Kl. (am 9. December 1859), während ihm die Bronze-Medaille zum Andenken an den Krieg 1853—56 bereits früher zuertheilt worden war.

Mit dem 11. Dec. 1862 begann diejenige Periode seiner Wirksamkeit im Landesdienst, die seinen Namen nicht nur auf das Engste mit der Geschichte der ehstländischen Ritterschaft verknüpfte, sondern ihm auch in den weiteren Kreisen seines Heimathlandes ein dankbares Gedächtniß von bleibender Dauer sichert.

Am dem genannten Tage zum Ritterschaftshauptmann von Ehstland erwählt, hat er während zweier Triennien, nachdem er am 7. December 1865 auf weitere 3 Jahre mit der Führung des silbernen Stabes betraut worden, seine ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten, sein willenskräftiges, lebensprühendes Temperament und seinen durch eine unwiderstehliche gesellschaftliche Liebenswürdigkeit nachhaltig unterstützten persönlichen Einfluß, dem sich Niemand, Hoch oder Gering, zu entziehen vermochte, mit voller Hingabe zum allge-

meinen Rug und Frommen in den Dienst seines Heimathlandes gestellt. Wie sehr man auch an Allerhöchster Stelle seine Persönlichkeit zu schätzen wußte, ergiebt sich aus seiner am 4. April 1865 erfolgten Ernennung zum Kammerherrn des Allerhöchsten Hofes.

Die Zeit, in welche diese seine Thätigkeit als führender Repräsentant der ehstländischen Ritterschaft fiel, war eine besonders bewegte und folgenschwere.

Die polnische Insurrection hatte die Wogen der nationalen Erregung in Rußland zu stürmischen Branden gebracht und gerade an den exponirten Grenzstrichen der baltischen Provinzen machte sich die Einwirkung dieser leidenschaftlichen Strömung in besonders empfindlicher Weise geltend. Diese Strömungen, die bis in die höchsten Kreise hinein drangen und das Vertrauen, welches von oben her trotz alledem in die unverbrüchliche Zuverlässigkeit unserer Provinzen gesetzt wurde, künstlich zu unterwühlen suchten, galt es unerschädlich zu machen und ihnen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Alle noch so aufrichtig gefühlten Loyalitätserklärungen, an denen es in jener Zeit von Seiten der baltischen Ritterschaften nicht fehlte, hätten allein doch nicht vermocht, die Stimmung zu unseren Gunsten zu wenden, wenn nicht die ritterschaftlichen Vertreter auch persönlich das Ohr des Monarchen besessen hätten. Und gerade in dieser Hinsicht hatte Ehstland in dem damaligen Ritterschaftshauptmann Baron Pahlen einen Repräsentanten, wie es sich ihn nur wünschen konnte. Baron Pahlen fand nicht nur kraft seines Amtes, sondern auch kraft seiner Persönlichkeit, deren fascinirender Eindruck auch hier nicht versagte, bei Kaiser Alexander II. stets ein geneigtes und vertrauensvolles Gehör und wußte von diesem seltenen Vorzuge in ebenso loyaler, wie geschickter Weise zum Besten seiner Heimath Gebrauch zu machen.

Neben solchen Fragen, die alle drei baltischen Provinzen gleich lebhaft tangirten, gab es im Schooße der ehstländischen Ritterschaft nicht wenig andere Fragen, die Pahlen's Interesse und Arbeitskraft in vollem Maße in Anspruch nahmen. Als besonders bedeutend für die innere Entwicklung des baltischen Verfassungslebens verdienen namentlich zwei interne Beschlüsse der ehstländischen Ritterschaft aus jener Zeit hervorgehoben zu werden, die unter eifriger Mitwirkung, ja zum Theil auf die direkte Initiative ihres damaligen

Leiters zu Stande kamen: einerseits die Abolition der Frohne in Estland und anderseits die Freigebung des Güterbesitzrechts und die damit im Zusammenhange stehende Ausdehnung des Steuerbewilligungsrechts auch auf die nichtimatriculirten Gutsbesitzer Estlands.

Nicht unerwähnt bleibe auch das erfolgreiche Bestreben Pahlen's, das nur allzu oft gelockerte Band der Interessengemeinschaft zwischen Stadt und Land immer fester zu knüpfen, ein Bestreben, welches durch die gewinnende Liebenswürdigkeit seiner ganzen Person nicht wenig unterstützt und gefördert wurde. Von diesem erfolgreichen Streben legte noch bis in die letzte Zeit, wo Pahlen schon lange ganz nach St. Petersburg übergesiedelt war, der Umstand redendes Zeugniß ab, daß kaum irgend welche bedeutenderen gemeinnützigen Gesellschaften oder Vereine in Reval existirten, an deren Spitze nicht der Name Baron Pahlen's als Ehrenpräsident oder als Ehrenmitglied stand. Auch die Stadt Reval als solche hatte Pahlen zu ihrem Ehrenbürger ernannt, eine Auszeichnung, die ihm freilich nicht für seine vorstehend kurz skizzirte Wirkksamkeit, sondern für seine Verdienste um die Gründung der Baltischen Bahn zu Theil wurde.

Daß sich Pahlen auch als Gutsherr bei seiner Bauerschaft stets ebenso großer Hochachtung, wie Sympathie erfreute, kann bei seiner ganzen Persönlichkeit, die den echten grand seigneur und den durch und durch human denkenden Menschen in glücklichster Verschmelzung zeigte, nur natürlich erscheinen. Die Nachrufe, die ihm bei seinem Hinscheiden in der estnischen Presse gewidmet wurden, zeichneten sich denn auch durch besondere Wärme aus und ebenso bewies die überaus zahlreiche und herzliche Betheiligung der Bauerschaft bei seiner Bestattung, daß es sich hier nicht um die bloße Erfüllung einer conventionellen Pflicht, sondern um die Befriedigung eines wirklichen Herzensbedürfnisses handelte.

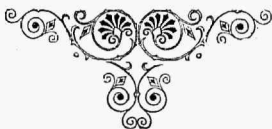
Aber auch weit über den Kreis derjenigen, zu denen ihn seine Lebensstellung und seine amtliche Thätigkeit als Ritterschaftshauptmann in nähere Beziehung gebracht hatten, reichte die Popularität seines Namens hinaus. Was ihm diese weitgehende Popularität verschaffte und ihm für alle Zeit in erster Linie das dankbarste Gedächtniß sichert, das ist sein schon im Eingang dieses Artikels er-

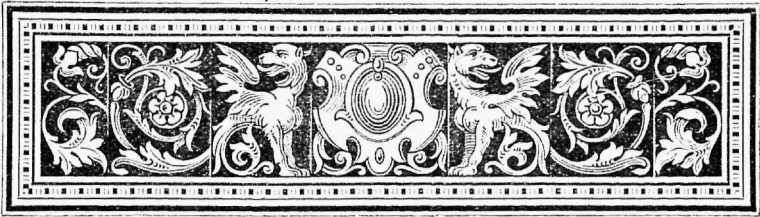
wähntes hervorragendes Verdienst um die Erweiterung der wirthschaftlichen Erwerbsquellen Ehstlands durch die Hereinziehung dieses abgelegenen Erdenswinkels in das europäische Eisenbahnetz. Mit der Begründung der Baltischen Eisenbahn, die recht eigentlich sein Werk war, begann ein ungeahnter wirthschaftlicher Aufschwung dieser kleinsten und ärmsten der baltischen Provinzen und wenn auch manche verhängnißvollen Rückschläge nicht ausblieben, so kann dadurch doch das Verdienst Baron Pahlen's um die Hebung der wirthschaftlichen Produktionskräfte des Landes nicht geschmälert werden und die Schienengeleise, welche gegenwärtig ganz Ehstland der Länge nach durchziehen, sind zugleich erzene Spuren seiner eisernen Thatkraft und Energie bei der Durchführung dieser weitgreifenden Neuschöpfung.

Daß Pahlen bei diesem Hauptwerk seines Lebens nicht allein stand, sondern von verschiedenen Seiten, so namentlich von seinem Hauptmitarbeiter Herrn von Kursell, dessen Verdienste nicht vergessen werden dürfen, die wirksamste Unterstützung erfuhr, versteht sich von selbst. Aber der Löwenantheil bei der Ueberwindung aller der zahllosen Schwierigkeiten, die sich der Durchführung seines Projekts in den Weg thürmten, fiel doch ihm zu und erst, als es ihm gelungen war, Se. Majestät den Kaiser persönlich für die Sache zu interessiren und den Befehl zu einer ernstesten Prüfung des Planes auszuwirken, konnte Pahlen sich sagen, daß seinen Bemühungen die erste Aussicht auf Erfolg winkte. Aber auch, als endlich im Mai 1865 vom Finanzminister die vorläufige Concession zum Bau der Bahn erteilt war, galt es noch die Hauptschwierigkeit, die Beschaffung des nöthigen Kapitals, zu überwinden und erst, als dieses nicht ohne schwere Mühe schließlich in London gefunden war, sah Pahlen sich am Ziele, er hatte Ehstland die erste Eisenbahn gegeben.

Der Baltischen Eisenbahn und ihrer Verwaltung hat Baron Pahlen denn auch bis zu seiner letzten unheilbaren Erkrankung den Rest seines Lebens gewidmet, nachdem er im Jahre 1868 den Posten des Ritterschafthauptmanns niedergelegt und sich von einer direkten Theilnahme an der ritterschaftlichen Landespolitik, zu welcher ihn anfänglich die abermalige Uebernahme des Postens eines Kreisdeputirten für Harrien noch in etwas näherer Beziehung erhielt, allmählich ganz zurückgezogen hatte.

In der Geschichte der politischen, socialen und wirthschaftlichen Entwicklung Estlands vor 25 Jahren aber wird sein Name als der eines Mannes von seltener Willens- und Geisteskraft und ungewöhnlichen Gaben des Herzens und der Persönlichkeit noch lange in ehrenvollem Gedächtniß fortleben. M.





Politische Korrespondenz.

Den 22./10. December 1895.

Seit meinem letzten Briefe hat sich endlich der Winter eingestellt, nicht bloß manchem Landwirth, sondern auch manchem Staatsmann zum Trost, der sich vergeblich nach Mitteln umgesehen hatte, um diese leidigen Orientwirren aus der Welt zu schaffen. Aus der Welt sind sie nun durch Frost und Schnee zwar nicht geschafft worden, aber doch so stark gedämpft, daß wenn nicht ein in der Türkei freilich einheimischer „untoward event“ die Rechnung stört, wir für die Winterzeit hoffen dürfen, von einer „Lösung“ dieser Frage verschont zu bleiben. Ich will diese Pause nun benutzen, um die auswärtigen Streifereien etwas zu unterbrechen und Ihnen von dem zu erzählen, was ich ganz in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte.

In Fragen und Krisen und Kämpfen fehlt es ja auch daheim nicht; vielmehr befindet sich das innere Volksleben in einer Gährung, wie sie seit der Konfliktszeit in Preußen nicht stärker gewesen ist. Damals hatte der Staat den Ansturm staatlicher Ansprüche der Volksvertretung auszuhalten, heute schaut der Staat in verhältnißmäßiger Ruhe dem Kampfe der Interessen zu, der im Volke entbrannt ist. Es ist schwer, sich ein übersichtliches Bild dieser Kampfgruppen in ihrer Bewegung zusammen zu stellen. Die wüste Leidenschaft, mit der die Organe der Parteipresse — und wer steht außerhalb der Parteien? — bisher einander befehdeten, trübt jeden klaren Blick auf die Dinge und leider auch nur zu oft auf die Menschen. Der Fall Hammerstein bietet seit Monaten den Anlaß und Stoff zu einer Verhetzung, bei welcher nicht bloß die frohlockenden liberalen Gegner, sondern eben so sehr die angegriffenen Konservativen durch die Maßlosigkeit ihrer Sprache mitwirkten. Es war von großem Unheil, daß der Widerstreit der realen Interessen noch vergiftet wurde durch den schwachvollen Sturz

eines Mannes, der bisher Feind wie Freund mit verblüffender Kunst zu täuschen gewußt hatte. Es war doppelt unheilvoll für die konservative Partei, in einer Zeit, wo ihre materiellen Interessen so gefährdet waren wie nie zuvor, plötzlich nicht nur in der Person eines Führers bloßgestellt, sondern so führerlos zu werden, wie sie heute ist. Denn die Namen Manteuffel, Ranitz, Stöcker, Mirbach haben das Gewicht nicht, welches der konservativen Partei durch den Werth der in ihr verkörperten Interessen zukommt. Die bedeutenderen unter ihnen, Graf Ranitz und Stöcker, vertreten der eine das Agrariethum, der andere seine sociale Christengemeinde, aber keiner hat das Zeug bisher gezeigt, um eine große konservative Politik zu leiten. Stöcker, der ja nicht einmal einen Sitz im Reichstage hat, erfahrungsmäßig nicht, Graf Ranitz, so allgemein er als ruhiger und gebildeter Denker anerkannt wird, ist bisher noch nicht als Führer auf allgemeinerem politischen Boden hervorgetreten. Und sowohl Stöcker wie Ranitz sind gegenwärtig mehr dafür thätig, die alte konservative Partei aufzulösen, als sie zu stärken. Stöcker mit seinem Kirchenthum, seinem Antisemitismus, seinem Socialismus gehört in die Gefolgschaft der Konservativen, seine Interessen können aber nicht das Programm einer politischen großen konservativen Partei bilden. Ranitz mit seinem Antrag eben so wenig; denn neben den Kornpreisen giebt es noch manche andere Dinge, die ihre Vertretung bei den Konservativen suchen. Dieser Mangel an tüchtigen Führern ist leicht erklärlich. Die konservativen Klassen des Volkes entbehren gewiß nicht der Männer, welche durch hervorragende Gaben des Charakters und Geistes zur Führung berufen wären. Aber diese Männer wenden sich nur selten dem politischen Parteileben, dagegen mit Vorliebe dem Dienst in der Verwaltung und besonders im Heere zu, welches eben durch die Fülle solcher Kräfte in seinem Officierkorps zu dem geworden ist, was es ist. Stände die Hälfte der Officiere der Partei zur Verfügung, so würde es an konservativen Führern nicht mangeln. Auch mag leider manche tüchtige Kraft dem Parteileben fern gehalten werden durch die zunehmende Verrohung des politischen Treibens. Es bleibt aber höchst unheilvoll, daß die konservative Partei in dem bevorstehenden Ringen auf dem social-wirtschaftlichen Boden nicht mit dem Gewicht, der Rüstung auftreten wird, welche ihr zukommen.

Ich habe in einem früheren Briefe das Wachsen des allgemeinen Wohlstandes, des Volksvermögens, betont. Diese Vermehrung des Kapitals entspricht nun aber nicht einer zunehmenden Glückseligkeit der Bevölkerung. Vielmehr wächst die Fluth der Unzufriedenheit von Tag zu Tage. Schreitet man die endlose Friedrichstraße in Berlin entlang, betrachtet man rechts und links die glänzenden Läden, so könnte man meinen, diese Händler und Handwerker müßten sämmtlich reiche Leute sein. Fragt man näher nach, so hört man, daß die alten großen Geschäfte gut stehen, die meisten kleineren sich nur eben über

Wasser halten. Dasselbe Lied singt der Handwerker: einzelne alte oder große Geschäfte blühen, die Menge kommt nur schwer vorwärts. Und geht man auf's Land, so heißt es umgekehrt, es gedeiht im Durchschnitt der Bauer, welcher mit eigener Kraft arbeitet, der Großbesitzer und Pächter nur ausnahmsweise. Wer vorläufig nicht jammert, das ist die Börse und ein Theil der Industrie. Die Ursache der Unzufriedenheit liegt nicht in dem Mangel an Arbeit, an Absatz im Gewerbe, an Umsatz im Handel, sondern in der ungleichmäßigen Vertheilung des Gewinnes. Das Geld zeigt die Neigung, dem Arbeiter und dem Großkapitalisten zuzuströmen, die Mittelklassen erhalten einen zu geringen Antheil und drängen auf gesetzliche Abhilfe. Eine Folge der wirthschaftlichen Mißstände ist, daß nicht blos bei den Konservativen, sondern bei allen Parteien die wirthschaftlichen Interessen mehr als sonst sich vordrängen, und daß besonders die alten Freihandelsparteien zerfallen. Die ehemalige Fortschrittspartei ist in einen Haufen kleiner Splitter zerplatzt und ihr Haupttheil hält sich nur noch durch die debattische Begabung Richter's aufrecht. Die Nationalliberalen sehen ihre alten Principien: Freihandel und Goldwährung täglich an Gewicht verlieren; sie müssen es erleben, daß 4 Mitglieder den Antrag Kanitz unterzeichnen und sind bereits dahin gelangt, daß sie diesen Schritt nicht für unvereinbar mit dem Parteiprogramm halten, daß sogar in ihrem kölnner Organ jetzt bedauert wird, nicht höhere Getreidezölle an die Stelle des drohenden Einfuhrmonopols setzen zu können. Das Agrariertum hat seit Monaten durch ganz Deutschland eine in letzter Zeit stille, energische Agitation getrieben und ihre Werbungen sind weit in das Centrum hinein, auch im Süden erfolgreich gewesen. So beginnt aus wirthschaftlichen Motiven eine Neuformung der Parteien, von der man eine Besserung unserer Parteiverhältnisse, sei es auch nur in dem Sinne, erhoffen darf, daß es schlechter kaum mehr werden kann. Und die treibende Kraft ist wesentlich dieser Antrag Kanitz, den man vor einem Jahre als Tollheit verlachte.

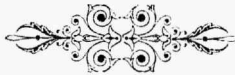
Der am 17. Dezember vertagte, am 9. Januar wieder sich öffnende Reichstag steht vor der Berathung des größten Werkes der neuen deutschen Gesetzgebung, allein das bürgerliche Gesetzbuch ist völlig aus dem öffentlichen Interesse durch die wirthschaftlichen Fragen verdrängt worden. Gleich die Statsdebatte wurde dazu benutzt, mit Uebergehung des Stats selbst fast nur wirthschaftliche Dinge zu erörtern. Leider folgte als erste wichtigere Vorlage das Böttcher'sche Projekt zur Errichtung von Handwerkskammern, welches in dieser heutigen Form für unannehmbar gilt; man will mehr, als die Kammern, man will eine Innungs-Organisation mit Zwangsrecht, man will vielfach gerade in den besseren Kreisen des Handwerks den Befähigungsnachweis, kurz man will eine straffe Organisation des Handwerks. Der Handel hat bereits seine Handelskammern, die heute für unentbehrlich gelten. Die Landwirtschaft findet in Preußen ihre provinzielle Ver-

tretung in den neugeschaffenen Landwirthschaftskammern. Das neue Börsengesetz will dem Kapitalschwindel an den Leib, die Vorlage gegen den unlauteren Wettbewerb soll dem Waarenschwindel Schranken auferlegen, und manche andere Pläne noch reifen heran, die den in sämtlichen Erwerbszweigen, trotz des großen Aufschwunges der Volkswirthschaft und durch sie sich zeigenden Mißständen entgegenwirken sollen. Was auch der Erfolg all' dieser Pläne sein mag, die eine rückwirkende Kraft zeigen sie bereits jetzt, daß diese allgemeine wirthschaftliche Gährung von großer und wohlthuernder Bedeutung für die heute unleidliche Parteiung werden dürfte. Wenn die erwerblichen Interessen weiter wie bisher im Vordergrunde bleiben, so wird die Zerfetzung der Parteien nicht bei dem Abfall der vier Nationalliberalen stille halten. Vor Allen wird das Manchesterthum noch weiter zurückgedrängt werden und vielleicht erstehen dann große neue Organisationen, die, von wirthschaftlichen Interessen getragen, auch den allgemein politischen Aufgaben eher gerecht werden, als die heutigen verknöcherten Parteien.

Die in allen Berufszweigen auftretende Unzufriedenheit mit dem heutigen Verhältniß von Arbeit und Lohn hat zu einer Bewegung geführt, die sich bisher nicht wohl unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenfassen läßt. Indessen ist doch ein Ziel sehr deutlich erkennbar: die Beseitigung des Zwischenhandels zwischen Producenten und Konsumenten. Dieses Ziel haben die vielen wirthschaftlichen Vereine und Genossenschaften im Auge, und darauf steuern zahllose Zeitungsartikel und zahlreiche Schriften hin, angefangen von jenem Hamburger Kaufmann (pseudon. Uhlenhorst), der den gesammten Handel verstaatlichen will, bis zu den Arbeiten des Vereins für Socialwissenschaft, welche wohl einiges Material, aber keinen Vorschlag zur Abhilfe gebracht haben. Dieses Ziel verfolgen auch die ländlichen Genossenschaften, welche gerade in dem jetzt ablaufenden Jahre mit seinen niedrigsten Getreidepreisen in kräftiger Weise um sich gegriffen haben. Vor etwa zwölf Jahren wurden die wenigen damals bestehenden landwirthschaftlichen Genossenschaften in dem „Allgemeinen Verbands der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften“ vereinigt. Zu diesem Verbands gehören bereits 2000 Genossenschaften, im laufenden Jahre sind bis zum Dezember 608 Genossenschaften hinzugetreten. Der Verband hat seine Organe („Deutsche landwirthschaftliche Presse“), in den Provinzen steht meist eine „Zentralgenossenschaft“ an der Spitze; unter dieser die einzelnen Spar- und Darlehenskassen, Molkereigenossenschaften, Butter-Verkaufs-Genossenschaften, Konsumvereine u. s. w. Die privaten Zentralgenossenschaften sind im Begriff, in die neuen provinziellen Körperschaften der Landwirthschaftskammern aufzugehen, welche dann dem landwirthschaftlichen Genossenschaftswesen volle staatliche Vertretung sichern werden. Dieser Aufschwung der Selbsthilfe in der Landwirthschaft ist immerhin als eine nützliche Frucht an dem

Baume der Noth anzuerkennen, unter dessen unliebsamem Schatten ein sehr großer Theil des Volkes heute steht. Und dieses Vereinswesen hat an vielen Orten bereits sehr wohlthätig gewirkt, wie z. B. die Wenziger und Gurauer Bäckerei-Genossenschaften, auf welche in diesem Briefe einzugehen mir leider der Raum verbietet. Der Druck, der auf der Landwirthschaft in Deutschland lastet, wird ja auch in den Ostsee-provinzen schwer empfunden. Während gegenwärtig unter günstigen Ausfuhr-Conjunkturen die deutsche Industrie Millionen verdient, macht sich das Sinken des Wohlstandes im platten Lande immer stärker fühlbar. Die Weihnachtsläden in der Leipziger Straße sind dafür ein eben so guter Gradmesser als Scheuber und Mengendorff in Riga für baltische Verhältnisse. Die Genossenschaften und der Bund der Landwirthe haben, von dieser Noth in's Dasein gerufen, in kurzer Zeit eine Bedeutung gewonnen, die über diejenige der politischen Partei hinausragt. Wenn der Bund der Landwirthe mit seinem Antrag Kanitz in der gegenwärtigen Reichstags-Sitzung auch nicht Aussicht auf Annahme hat, so hat dieser Antrag doch seit dem letzten Frühling im Volk eine sehr bedeutende Zahl von Anhängern gewonnen, so daß er von den Segnern keineswegs mehr mit Lachen abgethan werden kann. Es giebt ja auch jetzt noch Viele, die von einer Nothlage der Landwirthe sich nicht haben überzeugen lassen, oder die da sagen: wenn der Großbesitz diese Preise für seine Erzeugnisse nicht ertragen kann — der Bauer kann es, und also zerschlage man den Großbesitz. Aber die Strömung nach einem staatlichen Schutz aller Gewerbe, und so auch der Landwirthschaft ist schon zu stark, um das Getreidemonopol als Princip von Hause aus bei Seite zu werfen. Wäre die praktische Ausführbarkeit wahrscheinlich, so ständen wir einem solchen Versuch nicht mehr fern. Aber wenn die Regierung das Monopol zurückweist, so wird sie doch Alles daransetzen müssen, um auf andere Weise den Forderungen der Ackerbauer gerecht zu werden, denn nachdem in Oesterreich, Italien, Frankreich, selbst in England die Regierungen offen die Nothwendigkeit anerkannt haben, dem Landbau staatliche Hilfe zu leisten, kann die deutsche Regierung nicht mehr vor den im extrem liberalen Lager noch immer nicht verstummenden Ausbrüchen gegen die „Begehrlichkeit ostelbischer Junker“ zurück weichen. Wenn die monopolistische Dekretirung der Getreidepreise sich wird als unausführbar erwiesen haben, wird es sich darum handeln, den Zwischenhandel und die schädliche Konkurrenz einzuschränken, durch welche die Produkte der Landwirthschaft auf einen ungebührlich tiefen Preis herabgedrückt, die Produkte von Gewerbe und Industrie oft ungebührlich vertheuert werden. Und auf diesem Boden wird man bei der Regierung ohne Zweifel alles gewünschte Entgegenkommen finden. Leider aber hat der Bund der Landwirthe so sehr alle Kraft in die Propagierung des Antrages Kanitz gelegt, daß andere im Lande aufgetauchte Vorschläge zu sehr vernachlässigt worden sind, um jetzt schon gleich in

reifer Form zur Verhandlung und Erledigung zu gelangen. Dazu gehören die staatlichen Reichsspeicher des Herrn von Graf-Manin (L. von Graf-Manin, Kornhaus contra Kanitz, Berlin, 1895. Paul Paray) und die vielfach empfohlene Selbsthilfe der Landwirthe durch genossenschaftliche Lagerhäuser. Immerhin werden diese Pläne nach Ablehnung des Antrages Kanitz und wohl schon in der Debatte über denselben zur Sprache im Reichstage kommen und damit Ihren baltischen Lesern einen interessanteren Stoff bieten als die meisten hochpolitischen Debatten oder parteilichen Bullenbeißereien.





Notizen.

Von Johannes Lenz, dem jüngst so frühe aus gefegnetter Wirksamkeit abgerufenen Pastor in Neval, sind vor Kurzem zwei Vorträge im Druck erschienen¹⁾, die von allgemeinem Interesse sind. Der erste: Spener und der Pietismus, würdigt in gerechter und unbefangener Weise die Bedeutung Spener's für die lutherische Kirche wie seine Verdienste um die Wiederweckung des religiösen Lebens und charakterisirt dann den Pietismus nach seinen Vorzügen und Schattenseiten. Ueber die Richtung N. S. Francke's urtheilt Lenz bei aller Anerkennung der großartigen praktisch-christlichen Thätigkeit dieses Mannes ungünstiger als über Spener. Schade, daß ihm das neueste Werk über Spener von Grünberg unbekannt geblieben ist, es würde ihm dann Manches in anderem Lichte erschienen sein. Der zweite Vortrag steht mit dem ersten in naher Beziehung, er behandelt die Lehre von der Bekehrung und Wiedergeburt mit besonderer Berücksichtigung des Pietismus und Methodismus. Es wird uns darin eine biblisch-theologische Untersuchung der Frage geboten, ob die Bekehrung und Wiedergeburt, wie der Pietismus und Methodismus lehrt und behauptet, ein einzelner, zeitlich genau zu fixirender Vorgang oder inneres Erlebniß ist, der bei allen wahren Christen in gleicher Weise den Anfang eines neuen Lebens bildet, oder ob darunter ein fortdauernder Zustand, ein immer wieder sich erneuerndes Erleben zu verstehen sei. Lenz erklärt sich auf Grund der von ihm angeführten Aussagen der heil. Schrift mit Entschiedenheit für die zweite Auffassung; seine Ausführungen sind klar, besonnen und im Wesentlichen überzeugend, wenn auch gegen Einzelheiten sich Manches einwenden läßt. Beide Schriften sind auch für Laien vollkommen verständlich und können allen Lesern, die sich für ernste religiöse Fragen interessieren, warm empfohlen werden. —h—

¹⁾ Beide im Verlage von Franz Kluge in Neval.

Oscar von L ö w i s hat soeben ein Buch über unsere baltischen Singvögel¹⁾ herausgegeben, das darauf Anspruch machen kann weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus in unserem Lande gekannt und gelesen zu werden. Der Verfasser hat schon vor acht Jahren einen Versuch über dasselbe Thema in der Balt. Monatschrift veröffentlicht, dem er jetzt die vorliegende umfassende Arbeit folgen läßt. Es wird viele Leser überraschen, daß bei uns 76 verschiedene Arten von Singvögeln vorkommen; der Verfasser giebt zuerst eine genaue Beschreibung der einzelnen und behandelt dann bei jedem das Vorkommen, den Gesang und das Eheleben. Dem Ganzen wird eine Einleitung über den Gesang, die Ehen der Vögel und ihre Feinde vorausgeschickt, die höchst anziehend und wie das ganze Werk reich ist an feinen und scharfen Beobachtungen. Es ist ein liebenswürdiges Buch, womit L ö w i s uns beschenkt, voll Naturfönn und Naturempfindung, erfüllt von warmer Liebe zur Vogelwelt; es weht uns daraus wie frische Waldesluft entgegen und reine Naturlaute dringen aus ihm in die trockene Atmosphäre des der freien Natur abgekehrten Stadtlebens. Mögen auch einzelne Züge im Leben der Vögel von ihrem begeisterten Freunde etwas vermenschlacht sein, was thut das! Zu dem Inhalt paßt auch vortrefflich die zwanglose lebendige Darstellung und der frische Stil. Die Sprache des Verfassers weiß nichts von conventionellen Formen, sie bewegt sich munter im Conversationsston und braucht jedesmal den bezeichnendsten Ausdruck, gleichviel ob er in der Schriftsprache gewöhnlich ist oder nicht, kurz, es ist ein Naturstil im besten Sinne des Wortes. Wir schreiben unsere kurze Anzeige nur als einer aus der Zahl der Laien, die an dem Buche ihre herzlichste Freude haben, eine wissenschaftliche Würdigung wird ihm hoffentlich bald nach Verdienst von einem Ornithologen zu Theil werden. Wir wünschen zum Schluß, daß L ö w i s' Buch sich auf recht vielen Weihnachtsnischen finden und in allen Häusern, wo man Naturfönn und Naturfreude kennt, Eingang finden möge.

—c—

Einem jetzt fast vergessenen verdienten baltischen Künstler hat Dr. Wilhelm Neumann in seiner Schrift: Karl August Senff, ein baltischer Kupferstecher²⁾, ein biographisches Denkmal gesetzt. Der Verfasser hat das Material zu seinem Büchlein fleißig überallher gesammelt und ein sorgfältiges Verzeichniß der künstlerischen Arbeiten Senff's hinzugefügt. Ueber das Jugendleben des Künstlers liegen mehr Nachrichten vor als über seine spätere Wirksamkeit als Lehrer und nachher als Professor der Zeichenkunst in Dorpat (Zurjess) von 1803—1830. Senff war eine stille schlichte Künstlernatur ohne stark hervortretende individuelle Züge. Briefe und Aufzeichnungen von ihm aus seiner Dorpater Periode haben sich leider nicht erhalten; was hätte er alles über die mannigfachen Entwicklungsphasen der Universität und des akademischen Lebens überhaupt während seiner langen Amtsthätigkeit mittheilen können! Leider erfahren wir auch über sein Verhältniß zu dem Professor Johann

1) Reval, Verlag von Franz Kluge.

2) Reval, Verlag von Franz Kluge. Mit dem Bildnisse Senff's, 6 Reproductionen nach seinen Werken in Lichtdruck.

Wilhelm Krause, der selbst Zeichner und Maler war, nichts. Durch die Wiederauffrischung des Gedächtnisses eines verdienten Mannes hat sich Neumann Anspruch auf den Dank aller Kunstfreunde erworben. Bei dieser Gelegenheit drängt es uns dem lebhaften Wunsch Ausdruck zu geben, es möge doch endlich einmal unserem hochbegabten, früh verstorbenen Ludwig von Maydell die gebührende biographische Darstellung und verdiente künstlerische Würdigung zu Theil werden.

Im Anschluß an die vorstehende Schrift sei noch mit ein paar Worten einer Uebersicht über den Entwicklungsgang der Kunst aus baltischer Feder gedacht, wir meinen die soeben in zweiter verbesserter Auflage erschienene *Kunstgeschichte im Grundriß* von M. v. Broecker¹⁾. Das Büchlein wendet sich an kunstliebende Laien, besonders an Frauen und jung Mädchen und ist mit 11 Abbildungen ausgestattet. Die Anlage der Schrift ist geschickt, die Hauptmomente der historischen Entwicklung werden gebührend hervorgehoben und die großen Künstler meist ansprechend und zutreffend charakterisirt. Die griechische Kunst erscheint uns aber etwas zu kurz und dürftig behandelt zu sein; hier wäre ein näheres Eingehen auch bei dem engebegrenzten Raume des Büchleins doch am Platz gewesen. Ueber die neueste Entwicklungsphase der deutschen Kunst, namentlich die künstlerische Bedeutung von E. Gehardt und Fritz von Uhde scheint uns hier stark optimistisch geurtheilt zu sein. Wenn auch hier und da eine Lücke zu bemerken ist und von streng wissenschaftlichem Standpunkte aus im Einzelnen die eine und jene Ausstellung zu machen wäre, so kommt das für die Erreichung des Zieles, welches sich dieser Grundriß gesteckt hat, wenig in Betracht. Wir wünschen dem anspruchlosen Büchlein weite Verbreitung, möge es zur Erweckung und Förderung des Kunstsinnes bei der Jugend auch in unieren Provinzen beitragen —i—

Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1894. Mitau, 1895.

Viel später erst als es meine Absicht war, komme ich dazu, den zweiten Jahrgang des Jahrbuches für Genealogie anzuzeigen. Wenn auch die darin enthaltenen Arbeiten naturgemäß nicht alle von gleichem Werthe sind, so enthält doch auch dieser Band des Lehrreichen und Beachtenswerten genug und steht in keiner Weise hinter seinem Vorgänger zurück. Zunächst sei der Schluß des Aufsatzes von Freiherrn Eduard von Firk's „Die Bühren in Kurland“ hervorgehoben, der die Genealogie der Familie Bühren bis auf Ernst Johann und seine Geschwister herabführt. Durch diese werthvolle und inhaltreiche Untersuchung ist die Frage nach der Abstammung der spätern Herzogsfamilie Biron endgültig erledigt und es werden darin der Zusammenhang und die Lebensschicksale der einzelnen Familienglieder durch beinahe 150 Jahre verfolgt. Firk's Arbeit ist ein Muster genealogischer Forschung durch die Anwendung streng kritischer Methode, völliger Beherrschung des weit zerstreuten ungedruckten urkundlichen Materials und die Fülle weiter und

¹⁾ Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 2 M. 60 Pf.

lehrreicher Gesichtspunkte; sie kann allen ähnlichen Untersuchungen zum Vorbild dienen und jedem genealogischen Forscher zum Studium empfohlen werden. Manchmal könnte man den Fortgang der Untersuchung wohl etwas straffer und geschlossener und weniger auf Nebenfragen eingehend wünschen, aber man läßt sich schließlich diese Abichweigungen gern gefallen, da sie beachtenswerthe Ausführungen über andere kurlische Familien enthalten. Der Streit der Bühren um die Aufnahme in das kurlische Indigenat, der den Mittelpunkt der Firk'schen Abhandlung bildet, ist ein höchst beachtenswerther und wichtiger Beitrag zur innern Geschichte Kurlands wie des kurlischen Adels im XVII. Jahrhundert. Mag man auch in einzelnen Fragen anderer Meinung sein als der Verfasser und in der Beurtheilung mancher Vorgänge von ihm abweichen, wie das bei dem Unterzeichneten der Fall ist, darüber, daß des Frh. Ed. v. Firk's Aufsatz eine Zierde des Jahrbuches und eine Bereicherung der Wissenschaft ist, wird unter allen Sachkundigen völlige Uebereinstimmung herrschen. Schließlich möchten wir dem Verfasser noch zwei Wünsche aussprechen. Erstens, er möge, wenn auch nur in aller Kürze, die männliche und weibliche Descendenz Ernst Johann Biron's bis zur Gegenwart fortführen und dazu auch wenigstens die männliche Nachkommenchaft seiner Brüder hinzufügen, damit man dann eine vollständige Uebersicht und Geschlechtsstafel der Familie Bühren oder Biron von ihrem ersten Vorkommen in Kurland bis auf unsere Zeit hat und der bisherigen unvollständigen und mangelhaften Versuche dieser Art ent-rathen kann. Zweitens wäre es sehr wünschenswerth, daß er selbst oder, wenn es ihm dazu an Zeit und Neigung gebrechen sollte, mit seiner Zustimmung eine andere berufene Hand eine zusammenfassende Uebersicht der von ihm gewonnenen Forschungsergebnisse für den weitem gebildeten Leserkreis zusammenstellte. Nur dadurch würde es gelingen die noch immer herumspukende Vorstellung von dem Stallknecht Biron, dem Vater des Herzogs, und der niedrigen Herkunft der Familie aus den Köpfen und Büchern zu verdrängen; das Jahrbuch kommt doch nur in wenige Hände und bleibt dem großen Publikum unzugänglich. An die Abhandlung von Ed. von Firk's schließt sich die Stammtafel der Familie Biron in Rußisch-Polen, deren Zusammenhang mit dem kurlischen Hauptstamm nach nicht ermittelt ist. Einen zweiten Beitrag zum Jahrbuch hat Frh. Ed. von Firk's durch die Herausgabe des Hausbuches geliefert, das Reinhold von Koskull und seine Nachkommen von 1603—1749 geführt haben. Die Aufzeichnungen beziehen sich meist nur auf Familiengeschichte, nur von Peter Koskull finden sich auch Eintragungen von allgemeinerem historischem Interesse, sie bieten aber auch manchen kultur-geschichtlichen Stoff und ziehen durch ihren naiven Ausdruck an; der Herausgeber hat eine belehrende Einleitung über den Ursprung der Familie Koskull vorausgeschickt. Von allgemeinem Interesse ist weiter die Abhandlung von Leonid Arbusow: Die Bildnisse der Herzoge und Herzoginnen von Kurland aus dem Kettler'schen Hause, worin der Verfasser mit der ihm eigenen Genauigkeit, Sachkenntniß und Belesenheit alle ihm bekannt gewordenen Bilder und Kupferstücke zusammenstellt und erläutert. Eine wichtige Ergänzung zu diesem Aufsatz giebt die von

Baron H. v. Bruiningk in einer Sitzung der Rigaer Alterthumsgeellschaft gemachte Mittheilung über die Bilder Herzog Jakobs und seiner Familie im Schloß zu Gripsholm. Zu Urbujow's Abhandlung gehört ein Lichtdruckbild, welches die im Kurländischen Provinzialmuseum aufbewahrte Stammtafel des Herzogshauses Kettler darstellt. Den größten Raum nehmen im Jahrbuch ein die Genealogischen Colлектaneen, welche Frh. Alexander von Rahden aus der Mitauschen Zeitung von 1668 bis 1808 und aus dem Mitauschen Intelligenzblatt von 1808 bis 1833 gesammelt und nach den Familien alphabetisch zusammengestellt hat. Diese mühsame und sorgfältige Arbeit liefert für die genealogische Forschung und die adelige Familienkunde ein unerschöpfbares, absolut sicheres Material; viel zeitraubendes Nachsuchen und Nachschlagen wird den Benutzern durch diese Zusammenstellung erspart, schwer zu beschaffender Stoff zu bequemer Benutzung wohlgeordnet dargeboten. Stammtafeln der Familie Lüdinghausen gen. Wolff, bis zu ihrem Ursprünge in ihrer Stammheimath hat Max von Spießen in Münster beigegeben. Daran schließt sich die von Edmund Frh. von Lüdinghausen gen. Wolff mitgetheilte Verleihungsurkunde von Stadtrechten an die Ortschaft Lüdinghausen aus dem Jahre 1308. W. von Kummel giebt die Stammtafel der Rhet im Gouvernement Witebsk und zwar in dem Polnisch-Livland genannten Theil desselben, die als präsumptiver Zweig der Familie von der Recke in Kurland bezeichnet werden. Zwei merkwürdige genealogische Denkmäler werden in dem Aufsatz von Frh. Ed. von Fircks: „Schränk mit Ahnenwappen der Elisabeth von Rappe geb. von Korff“ aus dem XVII. Jahrhundert und „Totivtafel des Johann v. Plater in der Kirche von Würzau“ aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von Frh. Alexander von Rahden behandelt; beiden Aufsätzen sind vorzügliche Lichtdrucktafeln beigegeben. Mit den angeführten Artikeln und Abhandlungen ist der Inhalt des Jahrbuches noch keineswegs erschöpft. Die Berichte über die einzelnen Sitzungen der Section enthalten viele größere und kleinere instructive Mittheilungen, namentlich aus dem Gebiete der Heraldik und Sphragistik, so über das merkwürdige Siegel des Comturs von Abjel, über Originalsiegel kurländischer Bürgergeschlechter 1679—1791, ferner die bemerkenswerthe Urkunde Bischof Heinrichs von Kurland aus dem Jahr 1515, worin er das Wappen für Heinrich Weffel und dessen Erben bestimmt. Außerdem seien die Ausführungen über Astersvasallen in Liv- und Kurland, die Bemerkungen über die Familie Glasenapp, sowie die Regesten des kurländischen Zweiges dieser Familie, endlich die Berichtigungen zu dem im ersten Jahrbuch herausgegebenen Stammbuch Christophs von Sacken hervorgehoben, namentlich aber auf den sehr interessanten Aufsatz von Baron H. v. Rahden über die Einführung der Ritterschaftsuniform in Kurland hingewiesen, an den sich ein Verzeichniß der 1786 im preussischen Heere dienenden Kurländer schließt. Bei dieser Gelegenheit müssen wir an die Redaction des Jahrbuches die Bitte richten, in Zukunft den Sitzungsberichten ein Inhaltsverzeichnis über die in denselben enthaltenen Artikel hinzuzufügen. Ohne ein solches wird es, wenn,

wie wir hoffen, noch eine stattliche Reihe von Jahrgängen dem zweiten folgt, immer schwerer werden einen darin enthaltenen Aufsatz aufzufinden und manche werthvolle Arbeit wird so leicht in Vergessenheit gerathen und unbenutzt bleiben

Die bei der Surländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst gegründete Section für Genealogie, Heraldik und Sphragistik hat durch die zwei von ihr bisher veröffentlichten Jahrbücher ihre Lebensfähigkeit und ihre wissenschaftliche Berechtigung in unwidersprechlicher und wahrhaft erfreulicher Weise erwiesen. Auch das lebendigste Interesse und die größte Mitgliederzahl gewährleisten einer Gesellschaft nicht das rechte Gedeihen. Es gehört viel Arbeitsamkeit, zähe Ausdauer, nicht ermattender Fleiß und volle Hingabe an die Sache dazu, um einer wissenschaftlichen Vereinigung über die Zeit des ersten lebhaften Interesses und Eifers hinaus die Lebensdauer zu sichern. An solchen arbeitsfähigen und arbeitsfreudigen Mitgliedern fehlt es der Section, wie ihre Veröffentlichungen darthun, nicht und die Energie, Arbeitskraft und Sachkenntniß ihres Präsidenten bürgt für den gedeihlichen Fortgang ihrer Arbeiten. Wir sehen dem dritten Jahrbuch mit Spannung entgegen.

H. Diederichs.



Beilage

zur

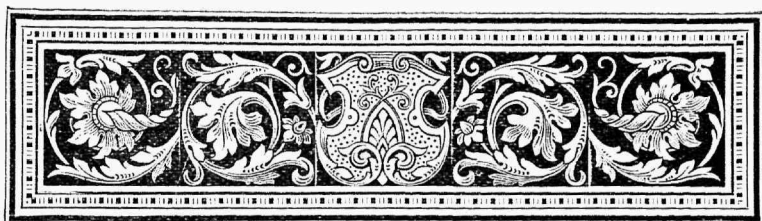
Baltischen Monatschrift.

Januar 1896.

Inhalt: Neue Gedichte von Helene v. Engelhardt.
Altes Blut. Skizze von Sylva Testa (Freifrau Staël
von Holstein-Testama).
Kunstbriefe. IV. Von J. Norden.
Litterarische Umschau. Von H. D.

Nachdruck verboten.





Neue Gedichte
von
Helene von Engelhardt.

Nachdruck verboten.

Unsre Welt.

Wir fragen nicht nach Weltgetrieb',
Nach bunter Lust und lautem Glück,
Denn unsre Welt ist unsre Lieb',
Wir ziehn uns still darein zurück.

Die Waage draußen steigt und fällt,
Und morgen sinkt was heute gilt, —
In unsrer Brust ist unsre Welt,
Wo fromm der Born der Treue quillt.

Vom heil'gen Strahl der Lieb' erhellt,
Schaut uns dies Heim so traulich an —
Es wohnt ein Fried' in unsrer Welt,
Den uns die Welt nicht rauben kann!

Die Welt für uns in Nichts zerfällt
Mit ihrem wirren Wechsellauf,
Und aus dem Nichts steigt eine Welt
Voll Liebesjeligkeit uns auf!

Cleanderblüthe.

Tage voll Jubelrausch —
 Nächte voll Sternenschein —
 Sel'ge Erinnerung
 Wieget mich ein.

Sonnig Hesperien,
 Duftendes Zauberreich —
 Durch den Orangenhain
 Säuseln die Lüfte weich!

Sprühender Wogenschaum,
 Tiefblaue Wasserbahn,
 Hoch auf dem Gardasee
 Schwankt unser Kahn.

Drunten am Uferjaum
 Schimmern die Grotten all,
 Droben vom Felsenhang
 Braust der Bonale-Fall.

Tiefer gen Westen schon
 Neigt sich der Sonne Bahn,
 Träumend am Uferand
 Hielt unser Kahn.

Tiefer der Abend sank,
 Lüftchen entschließen all,
 Leise vernehmlich kaum
 Rauschte der Wogenschwalm.

Ueber uns loderte
 Südliche Sternenpracht —
 Hand in Hand lauschten wir
 Stumm in die Nacht.

Durch uns're Seelen hin
 Zog es wie Himmelstraum . . .
 Stumm brachst die Blüthe du
 Vom Cleanderbaum. —

Immortellen.

Nebekalter Herbstesabend —
 Um die Giebel sauft der Wind!
 An dem Arm ein Blumentörbchen
 Tritt zu uns ein ärmlich Kind.

Dankend für geringe Gabe
 Reichst sie ihre Blumen dir,
 Und ein Immortellensträußchen
 Bietest du mit Lächeln mir.

Ob ich, Liebster, dich verstanden?
 Wir, für die der Liebe Licht
 Blüthen schuf, die nimmer welken,
 Scheu'n der Zeiten Wechsel nicht.

Nebekalter Herbstesabend,
 Schneegeflöber niederrinnt — —
 Selig wer Novembertagen
 Maienwonne abgewinnt!

Einer muß der Letzte sein.

Wie die Sonne golden sinket!
 Licht und Duft im Aetherblau!
 Alles blinket! alles trinket
 Abendfried' und Himmelsthan!
 Oft in solch' geweihter Stunde
 Streifen wir durch Wald und Aied,
 Gottes Stille in der Kunde,
 In der Brust ein neues Lied.

Abende in Licht verkläret —
 Glockenklang und Spätrothschein —
 Wie viel uns auch Gott gewähret,
 Einer muß der Letzte sein.

Sinnend schweift mein Geist zurücke,
 Sagen muß ich's staunend mir:
 Tiefer als im ersten Glücke
 Hängt mein Lieben heut' an dir!
 Heil'ge Liebe! Kind aus Eden!
 Wie uns Jahr um Jahr verstrich,
 Fester stets mit tausend Fäden
 Klammert' ich mein Herz an dich!

Durch der Erde grüne Matten
 Süß, ach, pilgert sich's zu Zwei'n . . .
 Siehst du fern den näch'tgen Schatten?
 Einer muß der Letzte sein!

Der alte Park.

In den Lüften sang die Lerche,
 Da mein Schiff verließ den Port,
 Und im Blau die Schaar der Störche
 Schwebte heim zum fernen Nord.

Sinnend folgt mein Blick dem Fluge
 Durch das blaue Aethermeer:
 Ob dort einer mit im Zuge,
 Der mir Freund von altersher?

Fern im Nord in stillem Kreise
 Ragt ein schattig-alter Park —
 Dorthin geht des Vogels Reise,
 Zieht ihn Sehnsucht, tief und stark.

Schlüsselblumen blühen im Grase,
 Weichenduft entführt der West;
 Wie dem Pilger die Nase
 Winkt ihm dort sein heimisch Nest.

Riesenstämm' im Sturme schauernd,
 Silberpappeln, dicht belaubt,
 Manch' Jahrhundert überdauernd,
 Wiegen dort ihr graißes Haupt.

Bienenschwärme ziehn in Schaaren
 Zu dem wilden Rosenbaum
 Ob auch fern seit langen Jahren,
 Wohl noch kenn' ich jenen Raum!

Störche, die die Luft durchschiffen,
 Mahnten mir im tiefsten Mark
 Meiner Heimath grüne Triften,
 Meiner Heimath schatt'gen Park.

Wo ich jeden Vogel kannte,
 Jeder Baum mir Freund so gut,
 Wo mit Namen ich benannte
 Selbst der Störche junge Brut.

Wo als Kind ich über jeden
 Stein gehüpft mit frohem Schwung,
 Wo mir tausend goldne Fäden
 Anüpft die Erinnerung!

Wo ich folgte insgeheime
 Kindisch-unbewußtem Drang,
 Stammelnd meine ersten Reime,
 Lallend meinen ersten Sang.

Wo des Liedes Himmelsfunken
 Ahnend kaum mein Herz bewegt,
 Wo mein Genius, schlummertrunken,
 Leis' die Flügel erst geregt!

Wohl nun reiften manche Reime
 Und manch' Jahr bin ich entfernt;
 Daß wir überall daheime,
 Hab' ich unterdeß gelernt.

Aber doch mit tausend Theilchen
 Halten sie die Seele fest,
 Silberpappeln dort und Weilchen,
 Rosenbaum und Storchennest.

Gleich den Störchen, den entflog'nen,
 Hängt das Herz auch tief und stark
 An dem Main, dem grün umzog'nen,
 An dem fernen, alten Park.

Martha und Maria.

Herr, an jedem neuen Morgen
 Höre mich von Neuem flehn:
 Laß in mir an Martha'sorgen
 Nicht Maria untergehn.

Drängt der Tag mich Stund' um Stunde
 Mit gar mancherlei Gebot,
 Tön' in meiner Seele Grunde
 Doch die Mahnung „Eins ist noth“.

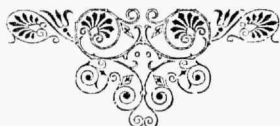
Stellst du mich in lautes Treiben,
 Das von bunter Lust erhellt,
 Laß mir's im Gedächtniß bleiben:
 „Ihr seid nicht von dieser Welt.“

Soll des Hauses schlichtem Kreise
 Schaltend ich die Kräfte weihn,
 Mahne doch dein Geist mich leise:
 „Ihr lebt nicht von Brod allein“.

So, in deines Geistes Leiten,
 Glaubensstark und dienstbereit,
 Ungefährdet laß mich schreiten
 Durch die Martha-Thätigkeit.

Auf daß Martha willig leiste
Was ihr aufgetragen ist,
Doch Maria, stark im Geiste
Ihres Zieles nicht vergißt.

Bis der Werktag abgeschlossen,
Martha still zur Raste geht,
Und Maria lichtumflossen
Zu des Sabbath's Wonn' ersteht.





Altes Blut.

Skizze von Sylva Testa (Freifrau Staël v. Holstein-Testama).

Nachdruck verboten.

Am 23. December, es sind nun schon etliche Jahre her, saß ein junger Chevalier-Garde-Offizier in einem Coupé erster Klasse der Baltischen Bahn. Er kam von Petersburg und sollte an der Station Laisholm aussteigen, um die Weihnachtstage bei seinem Oheim auf Sarbach zuzubringen. Das Reiseziel schien nicht besonders lockend, Kurt Ramsloh's schönes Gesicht, das gewiß recht heiter aussehen konnte, hatte einen mißmüthigen Ausdruck.

Als einziger Fahrgast erster Klasse durfte er sich's so bequem machen, wie er wollte und das that er: legte die weiße Mütze, Handschuhe und Säbel auf den Sitz gegenüber, entnahm seinem Reisefack einen gelben französischen Roman und begann, die Wange in den weichen Biberkragen seines grauen Mantels geschmiegt, zu lesen. Die Lektüre konnte seine Aufmerksamkeit jedoch nicht fesseln, er warf das Buch wieder in den Sack, zündete sich eine Cigarette an und blickte, blaue Ringelwölkchen blasend, melancholisch in die Landschaft. Da gab es aber absolut nichts zu sehen, als wirbelnden Schnee über weißen Flächen unter bleigrauem Himmel. Der Beschauer empfand bald die einschläfernde Wirkung des monotonen Bildes, streckte sich in seiner stattlichen Länge aus und ward für Stunden aller Längenweile entrückt.

In den unbewachten Zügen eines Schlafers spiegelt sich der Charakter oft besonders deutlich, — hier eine männliche Energie, von der man das Beste erwarten durfte, falls etwas käme, des Wollens werth. Vorausgesetzt auch, daß dieses Etwas sich in nicht zu ferner Zeit einfände, ehe die Großstadtkluft ihren entnervenden Einfluß allzu stark geltend machte. Ihr verdankte das jugendliche Antlitz bereits den abgespannten Zug und die nervöse Blässe.

Der übernächliche, tanzmüde Liebling einer ruhelosen, genußfranken Welt, schlief sich gründlich aus. Als er erwachte, war sein Ziel nicht mehr fern. Ausgeruht, schienen seine Gedanken eine rosigere Färbung angenommen zu haben: sie trugen ihn um zwei Abende zurück in den Ballsaal, und plötzlich war ihm, als funkeln ihn die Gluthaugen der Gräfin Helena Grablinska an, verwirrender denn je, und er vermeinte ihre einschmeichelnde Stimme zu hören, wie sie sich mit den weichen und doch markigen Klängen der Mazurka mischte, die sie Beide so meisterhaft tanzten. Und nie hatten sie getanzt, wie an jenem Abende, — gleichsam getragen von wogender Sehnsucht und zagender Hoffnung, und dann wieder hingerrissen im tollen Wirbel triumphirender Leidenschaft!

Liebt sie ihn?

Neulich, auf der Eisbahn, Hand in Hand dahinsiegend, war sie so traumverloren, so hingebend weich gewesen, daß er meinte bis ans Ende der Welt werde sie ihm folgen — und er hatte den günstigen Augenblick verpaßt!

Am nächsten Abend hatte sie ihm den Cotillon versagt, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, das stolze Köpfchen kaum zum Gruß geneigt.

Sie war unberechenbar in ihren schillernden Stimmungen: als er sich auf dem Bahnhof von ihr verabschiedete, nahm sie seinen Orchideenstrauß gnädig auf. Ja, er glaubte sogar eine Thräne in ihren Sphingaugen schimmern zu sehen, als sie seine Rechte mit ihren Elfenfingern festhielt und fast gebietend sagte: Auf Wiedersehen in vierzehn Tagen, in Paris.

Er trug Paß und Urlaub in der Tasche.

Acht Tage beim Odm mußten genügen, was sollte er wohl länger bei dem alten Manne beginnen, der ihm ganz fremd war. Als kleiner Knabe war er zuletzt in Sarbach gewesen und hatte nur

eine dunkle Erinnerung an einen Rutschschlitten, zwei graue Windhunde und eine Speisekammer, in der es nach Nepseln und Pfefferkuchen roch. Auch des alten strammen Herrn konnte er sich entsinnen, der ihm seinen ersten Säbel schenkte. Heute hätte ihn die schönste Klinge von Toledo nicht so erfreuen können, wie damals jene hölzerne Waffe. Freundliche Erinnerungen. — Und dennoch, was sollten der Ohm und er mit einander anfangen? Sie lebten in ganz verschiedenen Welten und würden sich gewiß nicht verstehen.

Ueber solchen Betrachtungen erreichte er die Haltestelle.

Mittlerweile war es mondhell geworden: Die beiden Einzspanner, die ihn erwarteten, hoben sich scharf, als schwarze Silhouetten, vom weißen Grunde ab. Er setzte sich in den ersten; der graubärtige Kutscher stopfte die Bärendecke sorgfältig ein, das Gepäck wurde dem Nachfahrer übergeben, und fort ging es, unter Schellengeklingel; eine zweistündige Fahrt.

Wie lautlos und feierlich war es in den tief verschneiten Tannenwäldern. In Monaten, nein in Jahren, hatte ihn so grandiose Naturstille nicht umfassen. Weltfern entrückt waren ihm auf einmal der Ballsaal und Gräfin Helena; in diesen Rahmen paßte sie nicht.

* * *

Unterdessen brannten in Sarbach einige Lampen mehr als gewöhnlich. Der alte Baron ging, die Hände auf dem Rücken, zwischen Speise-, Kamin- und Vorzimmer auf und nieder. Er befand sich in Wartestimmung, obgleich die ehrwürdige englische Uhr im Speisezimmer ihm versicherte, daß es noch eine gute Stunde dauern könne. Im Vorhause betrachtete er aufmerksamer, denn seit lange, die Elschhaufeln, Rehgehörne und Auerhahnstöße, welche die weißgetünchte Wand zierten.

Ob der Junge wohl Jäger ist? In Petersburg aufgewachsen — wer weiß — na, das kommt schon — altes Blut, Jägerblut verläugnet sich nicht.

Er ließ sich in einen grünledernen Sessel am Kamin sinken, steckte sich die lange Pfeife an und dachte darüber nach, wie Alles so anders gekommen war, als er sich's geträumt hatte.

Als er das Stammgut Sarbach antrat und seine Alda heimführte, hatte er gehofft ein Haus zu gründen, dauerhaft wie die junge Eiche am Thor. Aber sie waren allein geblieben, er und seine traute Gefährtin, und nun beruhte die ganze Zukunft auf zwei Augen: den lebenslustigen, des einzigen Sohnes seines, im Lauf der Jahre ferngerückten Bruders. Dieser, ein ausgezeichneter General, ganz erfüllt von den Interessen seines Berufs, hatte zwar ein warmes Herz für die Heimath behalten, aber wie selten besuchte er sie! Seine Frau, aus baltischem Geschlechte, jedoch in Moskau aufgewachsen, war eine Fremde, eine Städterin. Sie begleitete ihn ungern, und mochte auch den Knaben nicht missen in den ihr stets zu kurz dünkenden Ferien, sonderlich seit sie Wittwe war. Seit seinem ersten Besuche in Sarbach war der kleine Kurt zu einem schönen, schlanken Menschen aufgeschossen. Seine große Photographie, die ihn in Gala-Uniform, den Helm auf dem Kopfe, darstellte, stand auf dem Kaminsims. Der Ohm betrachtete sie gern, er hatte Wohlgefallen an dem Jungen. Tante Alda hatte ihn so lieb gehabt, als er noch ein kleines drolliges Kerlchen war; später sah sie ihn nicht wieder. Es waren nun bald zehn Jahre her, daß sie in der Familiengruft bei denen ruhte, die vormals sorglich und fröhlich hier gewaltet hatten; wie einsam fühlte er sich seitdem.

Horch, Schellen, wahrhaftig, das mußte der Junge sein!

Irni und Arni, die zwei Teckel, die auf dem Wolfsfell Schlunnergarn spannen, fuhren jählings auf und stürzten mit gelendem Gekläff in's Vorhaus. Man hörte Jemand vor der Thür den Schnee energisch abstampfen, und dann erschien eine hohe Gestalt im grauen Militairmantel.

Der Ohm begrüßte seinen Neffen herzlich, begleitete ihn sogar die Treppe hinauf in sein Zimmer, obgleich er sich vorgenommen hatte ihn nicht zu verwöhnen.

Kurt gefielen die Klaufe, der silberne Toilettenspiegel, die dazu gehörigen massiven Leuchter, die grünseidene Bettdecke — nein, das war garnicht so primitiv, wie er sich die Einrichtung eines weltentrückten Landhauses gedacht hatte.

Einige Bürstenstriche und sie begaben sich hinunter. Der Ohm saß wieder in seinem grünen Sorgenstuhl am Kamin, Kurt ihm gegenüber, den braunen Irni auf dem einen, den schwarzen

Kurt auf dem andern Knie, ihre krummen gelben Pfötchen streichelnd, hörte er Jagdabenteuer und Geschichten aus der Vergangenheit, von Menschen, die längst unterm Nasen schliefen.

Der Ohm lebte in einer frischen Erinnerungswelt und, wie alte Leute meist, ließ er sich nicht leicht aus dem gewohnten Gedankenkreise herauslocken. Es war ihm offenbar weniger drum zu thun sich mit den Anschauungen und Erlebnissen des Neffen vertraut zu machen, das würde schon mit der Zeit kommen, als ihn in die eigenen einzuweihen. Ein trefflicher Erzähler, fesselte er auch schnell das Interesse des jungen Mannes für das alte Sarbach und die Schicksale der Bewohner hier und auf den Nachbargütern. Urwüchsige Gestalten, Wesen mit kräftigen Lichtern und Schatten — es lohnte sich schon sie kennen zu lernen.

Kurt besaß die Kunst des lebenswürdigen Zuhörens, fragte geschickt, lachte geschickt und machte treffende Bemerkungen. Beim Abendessen wurde das Gespräch lebhaft fortgesetzt, an der kleinen runden Tafel, der schönes Familien Silber, altes Krystall und Porcellan ein gediegenes Gepräge gaben. Der junge Truthahn und allerlei Eingemachtes waren auch nicht übel. Hernach wurden einige Friedenspfeifen geraucht und um zehn Uhr ging man zu Bett. Der Reisez müde war mit dieser kindlichen Stunde ganz einverstanden. Als er sich die grünseidene, Tante Alida's schönster Staatsrobe entflammende Decke, über's Ohr zog, fühlte er sich sehr heimisch in seinem Neste.

Um sieben Uhr ward an die Thür geklopft — der Morgen graute noch nicht einmal! Peter, der Kammerdiener erschien, zündete zwei Kerzen an und meldete, der alte Baron erwarte den Jung herrn am Kaffeetisch.

Kurt reckte und streckte sich und drehte sich wieder zur Wand. Peter wiederholte seinen Auftrag unerbittlich.

Kurt warf sich herum, sprang entschlossen aus dem Bett und kleidete sich mit stummer Resignation und gewohnter Sorgfalt: Rasirzeug, Mandelcreme, Pomade hongroise mußte hervorgesucht werden; um dreiviertel Acht erst war er unten. Der Ohm hatte sein Frühstück beendet und rauchte: Das schönste Kreisewetter, sagte er. Der Tag ist kurz, du mußt dich fertig halten, um keine Zeit zu verlieren, wenn die Meldung kommt, daß die Elche Stand ge-

halten haben. Nach einem Stimmwetter, wie das der letzten Tage, werden sie leicht wanderlustig.

Zur Genugthuung des alten Waidmanns gerieth Kurt beim bloßen Gedanken an Elche in freudigste Erregung. Einen Elch hatte er noch nicht geschossen. Seine stattlichste Beute war bisher ein Wolf gewesen. Den Kaffee trinkend, schilderte er lebhaft die Wechselfälle dieser gelungenen Jagd in einem Moor, so nah von Petersburg, daß er an Hegrimms Leiche die Glocken der Isaaks-Kirche hatte läuten hören; dann suchte er mit Peter Leibpelz, Mütze und Pelztiefel zusammen, die ihm paßten wie bestellt, denn der Dhm und er hatten die gleiche hohe schlanke Figur.

Eine leichte Büchse, wie er sie zu führen gewohnt war, gab es leider nicht, nur ein Lefauchey, Kaliber 16, nun, das mußte auch gut sein, wohl zwei Duzend Elche hatte der alte Herr damit erlegt. Dieser sah den Vorbereitungen, Rath ertheilend, mit höchstem Interesse zu. Daß ihn gerade jetzt die Gicht so plagen mußte!

Um zehn Uhr jagte ein Schlitten in den Hof und auf der Schwelle des Speisezimmers erschien Förster Albrecht, eine Hünen-gestalt mit von Eiszapfen starrendem Rothbart. Fünf Elche seien gekreist, berichtete er. Eine sehr große Fährte lasse auf einen starken Hirsch schließen.

Im Nu war Kurt angepelzt und umgürtet. Der alte Herr klopfte ihm mit Waidmannsheil auf die Schulter und fort ging es, neben Albrecht auf dem Strohsack, so schnell der kleine zottige Gaul laufen konnte, dem großen Walde zu.

Kurt hätte sich einen jener prächtigen Träber vor den Schlitten gewünscht, wie sie auf dem Newski in rauschender Geschwindigkeit dahinstürmen; bald aber geriethen sie in Schneeriften, in denen solch ein Koloss bis an den Hals versunken wäre und alles kurz und klein geschlagen hätte, während das brave Landpferdchen seine Last mit zäher Geduld durchschleppte.

Am Waldessaume harrte ein Treibertrupp. Lautlos gingen sie ab, geführt von zwei Buschwächtern. Albrecht fuhr noch eine Strecke weiter, hielt dann, band das Pferd an eine Birke, warf ihm eine Decke über, schritt noch eine Weile auf demselben Wege fort und darauf rechts auf einer Linie in den Forst hinein; Kurt folgte, immer in die tiefen Fußspuren seines Vordermannes tretend.

In einem breiten Graben, hinter einem Schirm von Tannengrün, wies Albrecht dem Jungherrn seinen Stand an, flüsterte ihm einige Muthmaßungen zu, von wo die Thiere wohl kommen würden, und verschwand.

Vor sich hatte Kurt weißbefrorene Kieferstämme ohne Unterholz, eine weite Säulenhalle, in die er tief hineinschauen konnte. Würden sie hier durchstreifen? Das Herz schlug ihm bei der Vorstellung. Dort, links, dem Graben entlang war es ganz licht; hohes goldbraunes Schilfgras wiegte sich im leisen Windhauch.

Albrecht hatte gesagt, der große Hirsch dürfte wohl schon abgeworfen haben — das wäre ein Jammer! Aber wer weiß, Kurt von Ramsloh hielt sich für einen ausgemachten Glücksvogel, vielleicht bekam er doch noch ein paar Schaufeln zu sehen.

Er hob das Gewehr, nahm einen dunklen Fleck an einem Stamme jenseit des Grabens prüfend auf's Korn, etwa auf siebenzig Schritt, und ließ die Flinte wieder sinken.

Jetzt trat die bisher verschleierte Sonne hervor. In einer Tanne zu seiner Rechten glitzerten an den tiefhangenden Zweigen haselnußgroße Eiskrystalle.

Von dieser Größe müssen die Brillanten im Diadem sein, das ich meiner Helena schenken werde, sagte er sich. Welche Pracht in ihrem schwarzen Haar! Ob sich wohl mit diesem Walde ein solcher Schmuck kaufen ließe?

Er erschrak über den Gedanken. Sollten diese ernsten stolzen Niesen einst fallen, um einen Land — für eine Frau, die wohl noch keinen ihrer holden Blicke an eine hochragende Tanne verschwendet hatte? Nein, der Schmuck mußte anderswo herkommen!

Jetzt ertönte auf der rechten Flanke ein langgezogener Hornruf und auf der linken antwortete ein gleicher; dann begann das waidgerechte Treiben: ohne Geschrei, nur hier und da an's Holz schlagend, rückte die Treiberlinie in guter Ordnung vor.

Kurt vernahm noch nichts; der verschneite Wald dämpfte den Schall. Da, leise in weichem Schnee, kamen in gemächlichem Trabe ein Thier und ein Kalb, in schräger Richtung, an ihm vorbei. Am Graben stützten sie und nahmen dann das Hinderniß mit schwerfälligem Sprunge. Lange sah er ihnen nach: im Schilfmoor drüben blieben sie mehrmals stehen, rückwärts äugend, als erwarteten sie

noch ihresgleichen. Kaum waren sie verschwunden, als ein wahres Indianergeheul von der Treiberkette her erscholl. Offenbar war man dort des Hirsches ansichtig geworden, und hatte dieser Miene gemacht, sich zurückzuwerfen.

Dem jungen Waidmanne schlug das Herz abermals und zwar gewaltig, denn jetzt vernahm er ein Brechen und Krachen: auf der Fährte der ersten Elche kamen, in gestrecktem Galopp ein Schmalthier und ein Spießher heran. Eben wollte er auf letzteren anlegen, als ein mächtiger Schausler die Zwei in rasender Flucht überholte.

Jetzt, im entscheidenden Augenblick, war Kurt ganz kaltblütig, er ließ den Hirsch bis an den Graben kommen, den er mit hohem Sprunge nahm, und erst als er ihn auf freier Fläche hatte, gab er Feuer: einmal, zweimal — noch einen Satz und der Waldesriesel stürzte dröhnend zusammen. Noch einmal hob er das stolze Haupt, dann sank er schwer zu Boden, die Glieder streckten sich; er verendete.

Kurt hätte triumphirend aufjauchzen mögen. Schneller als der Gedanke war er jenseit des Grabens, er wußte nicht wie. Als er aber neben dem großen Todten stand, wurde ihm ganz feierlich zu Muth; es fehlte nicht viel und er hätte die Mütze abgenommen. Er hatte jedoch keine Zeit sich seinen Empfindungen hinzugeben, denn schon eilte der Förster herbei und mit Freudengebrüll nahten die Treiber. Ehe der glückliche Schütze wußte wie ihm geschah, hatten zwölf Hände in Fausthandschuhen ihn gepackt und dreimal mit Hurrah gewippt.

Nun wurde der Elch aus Hümpeln und Stubben herausgeschleift und in die nächste Ansiedlung nach einem Schlitten geschickt, Kurt und der Förster begaben sich zu dem ihrigen.

Es war klar und kalt geworden mittlerweile. Als sie ein halbes Stündchen gefahren waren, hielt Albrecht bei einem Waldknechthäuschen und bat um Erlaubniß, drinnen seine Pfeife anzustecken zu dürfen. Kurt stieg mit ihm aus, weil er das Innere einer solchen Wohnstätte sehen wollte. Ja sehen! Er stolperte über die hohe Schwelle und ramte sich beinah den Schädel am niedrigen Thürbalken ein. Sehen konnte man nichts; es war stockfinster in der Stube, und ein heißender Rauch trieb Thränen in die Augen. Albrecht warf ein paar Scheite auf die Feuerstelle, einige Flammen

flackerten auf und beleuchteten die schwarz verräucherte Stube, in der auch das nothwendigste Geräth zu fehlen schien. In der Ecke stand ein Bett, auf dem ein Häuflein zerlumppter schmutziger Kinder kauerte.

Albrecht zündete seine Pfeife an und sie gingen hinaus. Aus dem verfallenen Viehstall kam ein Weib. Es entschuldigte sich wegen der unjauberer Kinder; es sei keine Zeit gewesen, sie zu waschen.

Albrecht sagte, heute wäre heiliger Abend, da sollte sie den Kleinen doch ein reines Hemd anziehen.

Heiliger Abend! Kurt war das ganz entfallen. Die armen Würmlein hier sollten doch auch eine Freude haben; er versprach ihnen etwas zu schicken. Warum lebten die Leute so elend? Sah es unter den andern bemoosten Dächern am Waldrande nicht besser aus?

Albrecht erwiderte, die Ansiedler wären alle gleich schlimm daran, weil Typhus, kaltes Fieber und Diphtheritis ihre Arbeitskräfte aufzehrten. Das könnte erst anders werden, wenn ein großer Kanal die umliegenden Sümpfe trocken lege, und, in der Furcht, den Jungherrn möchte es befremden, daß dieses nicht schon längst geschehen sei, nannte er die Summe, die eine solche Anlage kosten würde: ca. tausend Rubel, und fügte hinzu, der alte Baron gebe alljährlich für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke mehr aus, als die Gutskasse zu tragen vermöge. Diese Kanalarbeit sei immer hinausgeschoben worden, weil es bisher an noch dringenderen Umständen nicht gefehlt hatte.

Dann berichtete er in seiner sachlichen, verständigen Weise über die Pachtverhältnisse: in der Waldgegend waren die Höfe klein und die Summen gering, aber der Boden so schlecht und verumpft, daß die Leute auch die wenigen Rubel nur mit äußerster Anstrengung aufbringen konnten.

Kurt hörte und fragte mit einem intensiven Interesse an Etwas, das gestern noch nicht für ihn existirte: die heimatliche Scholle. Fast hatte er den Elch darüber vergessen. Als er aber zu Hause aus dem Schlitten sprang, zitterte ihm jeder Nerv in stolzer Freude. Wie jung er ausah, wie frisch und energisch seine Mienen und Worte waren, als er dem Ohm sein kolossales Glück berichtete. Dieser war sichtlich erfreut und fuhr ihm fast zärtlich durch's Kraus-

haar, den Scheitel in der Mitte verwirrend, der ihm für einen Waidmann zu künstlich deuchte: So recht mein Junge! Jetzt waren sie ganz vertraut mit einander.

Im Speisezimmer stand ein Weihnachtsbaum. Der alte Herr hatte ihn mit Peter eigenhändig geschmückt und Kurt mußte auch noch vergoldete Pfefferkuchenherzen anhängen. Dann wurde schnell ein kleines Mahl eingenommen; die Leute hatten heute Wichtigeres zu thun, als für die Herrschaft zu kochen.

Während des Essens schon, es war mittlerweile dunkel geworden, hörte man auf dem Flur ein Geraune und Gestampfe.

Sobald der Tisch abgeräumt war, wurde er in's Unendliche verlängert, mit Linnen bedeckt und mit guten Gaben: Tüchern, Shawls, Kästchen, Messern, bunten Bildchen und Naschwerk belegt. Peter entzündete die Lichte am Baum und unter Führung des Schulmeisters drängte sich eine Schaar Buben und Mädchen in die Stube, qualmend wie eine regenfeuchte Schafsheerde. Der Lehrer trennte die Lämmlein von den Böcklein, stimmte seine Geige und intonirte ein Weihnachtslied, das die Kinder aus voller Kehle auffallend richtig, wenn auch theils heiser wie die jungen Hähne, mit-sangen — las das schöne Weihnachts-Evangelium und dann gab der Herr das Zeichen an den Tisch zu rücken. Mit Hülfe mütterlicher Puffe und Knuffe ordnete sich das Völkchen. Als jeder an seinem Platz, ging der alte Baron die Reihe entlang, ermutigte die Schüchternen, ihre Herrlichkeiten einzuheimsen, scherzte mit den Aufgeweckten, unterhielt sich mit den Müttern und klopfte die Kleinen auf den Kopf. Ja, er war recht rührend, der sonst so gestrenge alte Herr. Die Haushälterin flüsterte Kurt zu, er gebe sich so viel Mühe seit dem Tode der gnädigen Frau. Alles, alles müsse so sein wie zu ihrer Zeit und wie hatte die gesorgt für Alte und Junge, Kranke und Gesunde.

Kurt entdeckte zu seiner Genugthuung einige volle Vorrathskörbe für überzählige Gäste, an denen eben kein Mangel war, aber es reichte doch noch, um einen großen Zuckersack mit Weißbrot, Nüssen und Pfefferkuchen zu füllen, den er sich vom Ohm als Geschenk ausbat und Albrecht für die Kinder im Walde einhändigte.

Bald nachdem die frohe Feier mit einem Liede geschlossen hatte, erscholl draußen Hörnerklang. Der Ohm warf seinen Pelz

um und ging mit Kurt hinaus. Da lag der mächtige Hirsch von Fackelschein beleuchtet.

Wahrhaftig ein Prachtstück, Junge, du hast ein unmenſchliches Glück gehabt, rief der alte Waidmann, dem Jungen die Hand ſchüttelnd. Ein Zwölfender um Weihnachten! Ich habe allerdings am 2. Januar einen geweihten Hirsch erlegt, das war aber bloß ein Gabler.

Heute konnte Kurt nicht wie geſtern um zehn Uhr ſchlafen gehn. Die Elchjagd allein hätte ihn bis über Mitternacht in vergnüglichen Gedanken wachhalten können. Aber ſo viel anderes noch wirbelte ihm im Kopf herum: der Kanal, der nicht den zwanzigſten Theil von dem koſten ſollte, wie das Diadem, welches er für Gräfin Helenka träumte, und der für wohl hundert Menſchen Lebensfrage war. Die Pachten — was Einer im Jahr mit Angſt und Mühsal dem kargen Boden abrang, betrug oft weniger, als was er ſich mit Kameraden zu Verfrühſtücken nicht ſelten geſtattete. Ja, wäre es denn anſtändiger Weiße möglich, die Erträge des Gutes, wenn es einmal ihm gehören ſollte, auswärts zu vergeuden, während daheim ſchreiende Nothſtände fort dauerten. Nein, das wäre geradezu ehrlos.

Sein Kopf ſchmerzte — er war an ſo ernſtes Sinnen garnicht gewöhnt. Das mußte alles in Ruhe überlegt werden. Er konnte ja auch die Reiße nach Paris aufgeben und um ſo länger hier bleiben; vielleicht wäre es dem einſamen Ohm eine Freude.

* * *

Mußte man denn in Sarbach immer um ſieben Uhr aus den Federn, ſogar am erſten Feiertag? Ja, da erſt recht. Der Ohm wollte zur Kirche, bis zu der man fünfzehn Werſt zu fahren hatte, und der Gottesdienſt begann um zehn. Kurt verſtand zwar kein ehſiniſch, aber es war doch ſelbſtverſtändlich, daß er mitkam.

Um halb neun ſtiegen ſie in einen breiten Schlitten, vor dem eine ſchmucke Troika, von ſelbſterzogenen Goldfüchſen, ungeduldig ſtampfte und die Schellen ſchüttelte. Es wurde eine luſtige Fahrt, wenn's auch bisweilen bedenklich ſchief ging. Der alte Herr hatte ſeine Freude an den Thieren. Der rechts, mit den weißen Hinterfüßen, ging zum erſten Mal im Dreigeſpann und — tabellos.

Michel war ein ganz famoser Einfahrer. Selbstbewußt saß er denn auch da, mit regungslos vorgestreckten Armen, den umfangreichen Leib im blauen Pelze, von rother Schärpe umwunden, die Bärenmütze auf die Augenbrauen gedrückt.

Die Kirche war bereits dicht gefüllt und mancher Hals wurde länger, als der Sarbacher Herr mit dem stattlichen Begleiter zu seinem Gestühl schritt.

Nachdem das erste Lied gesungen, nahmen zwei Damen in der Bank gegenüber Platz: Die eine alt, die andere jung, Beide von hohem Wuchs mit ernst-mildem Ausdruck im schönen ovalen Antlitz; der einen dicke Haarwellen schneeweiß, der anderen goldbraun.

Kurt konnte die Predigt nicht verstehen, aber die Andacht, welche sich in den edlen Zügen der beiden Frauen spiegelte, theilte sich ihm mit.

Nach dem Gottesdienste warteten sie das Herausströmen der Gemeinde ab. Der Dhm that dasselbe, dann ging er mit Kurt auf die Damen zu und stellte ihnen den Keffen vor. Es wurden ein paar Worte gewechselt und die Herren aufgefordert, Morgen in Erlenhof zu speisen. Worauf sie hinaus gingen, die Mutter am Arm der sorgsamen Tochter.

Wie viel Würde in der Haltung der Einen, wie viel Anmuth im Gange der Andern. — Edel Frauen jeder Zoll, dachte der nachfolgende Kurt und half ihnen in den Schlitten.

Auf dem Heimwege erzählte der Dhm Mancherlei von Frau von Brandau, seiner sehr verehrten Nachbarin und der schönen Gerda, die er liebte wie sein eigen Kind.

Ja, die Erlenhoffsche Frau, das ist so Eine vom besten alten Schlage — wie führt sie Haus und Hof, seit sie Wittwe ist und wie erzieht sie die Jungen, sie kann Ehre einlegen mit ihren Prismanern. Der Erlenhofer war aber auch ein Prachtmensch, wie sollte das junge Volk da nicht gerathen. Altes Blut ist eben eine sichere Garantie für Gut wie Böse, ein Faktor, mit dem stets gerechnet werden muß.

Die Zeit schien Kurt endlos bis zur Abfahrt nach Erlenhof, die er mit unbegreiflicher Ungeduld erwartete und doch erzählte der Dhm höchst interessant aus der Vergangenheit von Sarbach und

derer von Ramsloh, die eng mit einander verknüpft war, denn Jahrhunderte lang hatte hier

Ein stolz Geschlecht geseßen
An seinem festgebauten Herd,
Am Waidwert seine Zeit gemessen
Mit Armbrust, Habicht, Hund und Pferd.

Der Empfang im stattlichen Erlenhof war äußerst herzlich. Kurt fühlte sich im heitern Kreise sofort eingelebt und gefiel Allen, was sein Gönner mit Genugthuung bemerkte.

Von nun an gab es ein tägliches Herüber und Hinüber zwischen Erlenhof und Sarbach. Die zwei flotten Schüler hatten jeden Morgen einen neuen Schlachtplan erfunden: Fuchsjagden, Schlittensfahrten und Gerda war immer dabei. Sie hätte keine Stunde die Kameradschaft der Brüder, jetzt seltener Gäste, missen mögen.

Auf der Sarbacher Stauung wurde eine spiegelblanke Eisbahn, mit Tannenbäumchen eingefast, hergerichtet. Gerda war eine vorzügliche Läuferin, schlug sie auch keine kunstvollen Bogen nach rückwärts, wie Helenka. Diese Beiden hätte Kurt gern einmal beisammen gesehen, sie schienen ihm entgegengesetzt wie Feuer und Wasser und Beide so entzückend!

In Helenka's Augen sprühte eine Flamme: unheimlich, dämonisch, als könnte sie ihr Liebstes in Asche verwandeln und dann wieder wurde ihr Schein so sanft, kösend und schmeichelnd, daß er sich den Menschen in's innerste Herz stahl.

In Gerda's Blicken schimmerte ein Licht wie aus krystallinem Grunde: rein, ruhig, märchentief. Ihm war so wohl in ihrer selbstvergeßenen sonnigen Nähe. Ihre gedankenreichen freundlich heiteren Worte hätte er nicht tauschen mögen gegen die herausfordernden stachelnden Geistesblitze Helenka's, die auf ihn wirkten wie ein prickelnder Nervenreiz. In all ihrem Thun lag eine so beruhigende sanfte Sicherheit. Und wie schön sie war — von einer Schönheit, die keine Künste kennt und doch nicht altert, sich nur verwandelt, wie er es an der Mutter sah. Einfach und edel in jeder Linie, in jedem wechselvollem Ausdruck.

Ehe er sich's selbst bewußt geworden, war er verliebt in Gerda. Verliebt — nein. Das war er schon oft gewesen, diesmal

aber hatte eine ernste starke Neigung sein innerstes Wesen ergriffen und ihn verlangte mehr darnach ihrer Liebe werth zu sein, als diese Liebe um jeden Preis zu gewinnen. Sonst selbstbewußt und sieggewohnt, war er jetzt zaghaft geworden und doch fühlte er es mit stillem Glück, daß eine innere Uebereinstimmung ihre Seelen verband. Am Flügel namentlich, wenn er sang und sie ihn begleitete, war es immer, als flutheten die Töne aus einer inneren, tiefgemeinsamen Empfindung zusammen.

Es kamen aber auch Tage, da sie ihm ferner gerückt schien. Der Verkehr auf Erlenhof wurde immer lebhafter; die prächtige Schlittenbahn benutzend, fanden sich Gäste ein von nah und fern und er sah Gerda plötzlich von Verehrern umschwirrt, denen Verwandtschaft oder alte Bekanntschaft einen recht vertraulichen Ton anzuschlagen erlaubte. Da war namentlich ein Vetter, Heinz v. Nonsberg, Majorats Herr auf Ulden, der ihm himmelangst machte; ein blonder Necke, den Alle liebten und verwöhnten, Gerda nicht ausgenommen. Sie schien ihn zu ihrem Ritter auserkoren zu haben.

Aber was wollte Kurt eigentlich? Er fragte sich's selbst. Was hatte er ihr zu bieten? Ein Leben in der Hauptstadt? Da hätte sie so wenig hingewollt wie Helenka in den Sarbacher Wald. Sie, die allen Schein haßte, die so viel Nützliches und Inhaltvolles in jeden Tag hineinlegte und Vergnügungen nur als erfrischendes Nebenbei betrieb. Harmlos wie ein Kind, gewöhnt an Sonnenschein, freie Luft und goldne Morgenstunden. Und dennoch betrachtete er sich prüfend im Spiegel, ob er wohl stattlicher sei als Vetter Heinz, aber er konnte es nicht ergründen — Geschmackssache. Jener war mindestens zwei Zoll länger und hatte noch breitere Schultern — und die Augen — ja, wenn er nur gewußt hätte, ob sie blaue oder braune vorzog! Dann sann er wieder über Eigenschaften nach — Heinz war gewiß ein lieber treuherziger Mensch — er hätte ihn ja selbst gern gehabt, wäre er ihm eben nicht so verdammt un bequem gewesen.

Ach was, Nonsberg und Genossen, er selbst war der Rechte, dem sie sich anvertrauen durfte — er wollte sie glücklich machen, die ganze Kraft seiner Seele daran setzen, ihrer würdig zu sein!

Eines Morgens forderte der Onkel ihn auf, mit ihm die Wirthschaft zu besichtigen und sie gingen durch allerlei wohlgefüllte Kletten

und Keller, sahen sich verschiedene Betriebe, den Mastochsen- und Kuhstall an, in welchem achtzig blankgestriegelte Friesen das Auge des Kenners erfreuten. Ein solcher war Kurt zwar nicht, um so mehr verstand er von den Füllen und da waren Pracht-Exemplare unter den Anglo-Chyten, von denen er sich nicht trennen konnte.

Wie viel Verständniß, wie viel Arbeit und Mühe steckte in dem Allen, was er auf diesem Rundgange sah — und für wen plagte sich der alte Mann, der gewiß oft lieber der Ruhe gepflegt hätte, als sich mit Wirtschaftsbüchern, persönlicher Aufsicht und mancherlei Schwierigkeit abzugeben. — Hatte er auch Freude am Schaffen, so war es doch eine Freude im Hinblick auf die Zukunft, die ihm nicht mehr gehörte. Für wen war hier Alles so sorgsam gesammelt und gepflegt worden? Für ihn, der sich bisher um den lieben alten Ohm, dem er ein großes Maaß Dank schuldete, kaum mit einem Gedanken bekümmert hatte. Während dieser in der Dämmerstunde ein Schläfchen hielt, überdachte Kurt das Alles auf einem einsamen Spaziergange und es war nicht nur Pietät und Dankbarkeit was der junge Mann für den alten empfand, sondern ein Gefühl naher Verwandtschaft, seit er Wurzeln zu schlagen begann in dem heimatlichen Boden.

So kam es, daß er Abends am Kamin, Trni und Arni auf den Knien, rückhaltlos Alles, was ihn bewegte, aussprechen konnte. Derweilen sahen ihn aus blauer Rauchwolke ein paar alte, aber falkenhelle Augen wohlwollend an. Augen, die mancherlei wahrgenommen, die tiefe Blicke in zwei junge Herzen gethan hatten.

Was Kurt dann zu hören bekam, stellte ihn, mit seinem Wünschen und Hoffen, auf sicheren Boden und mehr noch: gab ihm einen Vater, zu dem er in Ehrfurcht und Liebe aufblickte.

Helenka hatte prophezeit, er werde sich nach acht Tagen in SARBACH vor Langerweile an seinen Sporen aufhängen, wenn er nicht vorzog sie auf dem Parquet rue de l'étoile Nr. 44 Kirren zu lassen. Nun waren drei Wochen nur allzu schnell verflogen — und Kurt fuhr nach Erlenhof, sein tapferes Herz großer Entschlüsse und nicht geringer Bangigkeit voll.

Als er sich durch die Schwarzerlen-Allee dem Hause näherte, zog er die Leinen an und ließ den Fuchs im Schritt gehen.

Hatte er Gerda's Neigung gewonnen? Warum war das so schwer zu ergründen, bei ihr, die kein Hänkespiel kannte, ihm so ruhig, mit offener Theilnahme, in die Augen sah, seinen warmen Händedruck ebenso fest erwiderte? Und doch war sie unnahbar in ihrer angeborenen Hoheit und er wußte nicht, was sie für ihn empfand. Frau v. Brandau war ihm wohlgesinnt, das wußte er, sie zeigte ihm mehr, als nur das Interesse für den Neffen ihres lieben alten Nachbarn. Wie er diese Frau verehrte, — er wollte, er hätte die eigene Mutter, die er zärtlich liebte, so hoch stellen können. Aber diese Art jugendlicher Zuneigung gewinnen nur Frauen, die ganz selbstlos sind und bei unwandelbar strengen Grundsätzen der Jugend ein großes Herz voll Wärme entgegenbringen; die ihr Lebelang den Weg der Pflicht gegangen sind, heiter als sei es ein Rosenpfad.

Er fand sie allein: Gerda mit den Brüdern und Heinz war in's Pastorat gefahren. Sie saß im großen Eckalon am Fenster an ihrem Stickerahmen, auf den eine Altardecke von rothem Plüsch gespannt war. Sie grüßte ihn freundlich wie immer. Er nahm ihr gegenüber Platz auf einem steiflehnigen Stuhl und schwieg.

Sie ließ die fleißige Hand mit dem goldenen Fingerhut ruhen und sah ihn fragend an.

Nun mußte er sprechen und als er erst begann, da drängten sich ihm Gedanken und Gefühle in solcher Fülle auf die Lippen, daß er ihrer kaum Meister wurde. Seine beredten lebenswarmen Worte bewegten die Hörerin tief, aber das verrieth ihr ruhiges Antlitz nicht. Sie hatte noch nie den Wunsch gehabt ihre Tochter zu verheirathen — im Gegentheil; Kurt war ihr sympathisch, aber sie war darum noch nicht überzeugt, daß er für Gerda der Rechte sei. Gleichmäßig ihren goldnen Faden ziehend, ließ sie ihn reden, ohne ihn einmal zu unterbrechen, das war grausam und plötzlich hielt er inne. Nun war es an ihr sich zu äußern und mit athemloser Spannung erwartete er ihren Bescheid.

Lieber Ramsloh, sagte sie noch kurzem Besinnen, Name, Vermögen, einnehmende Persönlichkeit machen Sie in hervorragendem Maaße zu dem, was man gemeiniglich eine wünschenswerthe Partie nennt. Verargen Sie es einer alten Frau, mit vielleicht verakteten Ideen, nicht, wenn sie noch mehr verlangt: nämlich einen Mann

von unerschütterlich festem Charakter. Sie haben noch keine Gelegenheit gehabt sich als solcher zu erweisen. Sind Sie um's Jahr desselben Sinnes, so kommen Sie wieder.

Und Gerda, fragte er beklommen — wird sie warten? Darf ich ihr von meiner Liebe sagen?

Nein, erwiderte Frau v. Brandau entschieden. Gerda soll frei sein, wie Sie es sind. Ist ein wahres und tiefes Gefühl für Sie in ihrem Herzen erwacht, so wird es wohl ein Jahr überdauern. Das wäre keine echte Liebe, die nicht auszuharren vermöchte. Den Charakter, den ich meine, setzte ich in Ihnen voraus. Er wird sich nicht nur in Ihrer Liebe bewähren, in Ihrem geduldigen Werben um ein Kleinod wie Gerda, sondern in Ihrer Treue, in Allem wozu Sie einst in der theuren Heimath berufen sein werden.

Das Wort „Heimath“ hatte heute einen neuen schönen Klang für ihn. Er küßte Frau v. Brandau's Hand wenn möglich mit noch innigerer Verehrung als sonst, und ging. Obgleich es herrlich gewesen wäre Gerda im Sturm zu erringen, ihr in der nächsten Stunde sein ganzes übervolles Herz auszuschütten, nicht ablassend bis sie sein, empfand er doch lebhaft, wie berechtigt die Forderung ihrer Mutter, und beugte sich ohne Murren.

Der Ohm unterdessen wanderte rauchend rastlos auf und ab. Einmal haderte er mit sich nicht auch gefahren zu sein. Gerda's Zärtlichkeit für ihren alten Freund hätte wohl ein Körnchen zu Kurt's Gunsten in die Waagschale gelegt. Dann lachte er in sich hinein: dem Jungen sekundiren, das fehlte noch. Habe mir meine Alba auch allein erobert. Hätte mir da jede Einmischung schönstens verboten. Wird ihm nicht schwer fallen, dem Schlingel, sich seinen Schatz zu holen. Wenn der nicht gefällt, poß Bombenelement, dann müßten die Frauenzimmer rein närrisch geworden sein. Sterne vom Himmel verlangen, he! Aber Gift auf seinen Erfolg nehme ich doch nicht. Die Erlenhoffsche — Hut ab, alle Hochachtung und noch einiges — aber schnurrig ist sie doch bisweilen mit ihren romantischen Einfällen.

Als Kurt endlich anlangte, mußte er sofort Rede stehen, wie viel lieber auch, er allen Fragen aus dem Wege gelaufen wäre.

Der alte Herr schien erwartet zu haben, daß er die Braut gleich mitbringen werde und hub grimmig zu polstern an, als er

nicht einmal das Jawort aus der Tasche zog. Bald jedoch calmirte er sich und lobte, wie gewöhnlich, die Weisheit seiner Nachbarin.

Ja, ja, man muß der Jugend nicht zu viel Aufwasser geben. Ihm war's schon recht, daß der Junge sich erst tüchtig und arbeitsam auf der eigenen Scholle zeigen sollte, die er ihm um Georgi anvertrauen wollte. Er zweifelte nicht an seinen soliden Eigenschaften, die lagen den Ramslohern im Blut.

Der letzte Abend in Erlenhof und nichts sagen zu dürfen von dem, was ihm die Brust sprengte, — welche Folter! Sie saßen Alle gemüthlich plaudernd am runden Tisch, im Schein der Lampe. Nein, das hielt er nicht aus, erhob sich rasch und öffnete den Flügel.

Wollen Sie ein Abschiedslied singen? fragte Gerda in etwas wehmüthigem Ton. Soll ich Sie begleiten?

Er nickte nur mit einem etwas zagen Blick auf die Hausfrau. Zu sprechen hatte sie ihm verboten, aber nicht zu singen. Für Liebesworte war er nicht verantwortlich.

Bitte ein lustiges — nicht von Scheiden und Meiden, rief Heinz.

Andre Städtchen, andre Mädchen, schlug ein ungezogener Bruder vor.

Gerda wurde roth und noch röther als Kurt das Heft öffnete und anstimmte: „Die Liebe, ja die Liebe ist eine Himmelsmacht“.

Es war ein Glück, daß sie nicht rückwärts sah, wie Mama's Antlitz über der Arbeit gesenkt blieb, wie der alte Nachbar vergnügt schmunzelte, wie die Brüder, die Frechlinge einander anstießen und Vetter Heinz in nervöser Ungeduld an seinem blonden Schnurrbart Halt suchte.

Kurt hätte das Alles nicht angefochten; seine ganze Seele war ja erfüllt von einer Himmelsmacht. Mit dem letzten Accorde sprang Gerda auf, froh daß dieser Sang, der ihr in allen Nerven nachzitterte, ein Ende hatte, aber nun stand sie ihm dicht gegenüber und ihr fest mit leuchtenden Blicken in die Augen schauend, schmetterte er es noch einmal jubelnd hinaus: Die Liebe, ja, die Liebe ist eine Himmelsmacht!

Sie war jetzt nicht mehr roth, sondern sehr bleich geworden, als sie an ihm vorüberging, neigte sie das schöne Haupt ein wenig — war es Zustimmung?

Famoses Lied, riefen die Brüder wie aus einem Munde.

Hat es dir gefallen, Gerda? fragte Heinz leicht ironisch. Ich kann es auch singen, wenn du es noch einmal hören willst.

Er erhielt keine Antwort.

Der alte Herr mahnte zum Aufbruch. Der Schlitten stand schon längst vor der Thür und die Pferde wurden unruhig bei der Kälte. Der Abschied kam Allen recht, denn die Gemüther waren zu erregt, um den harmlosen Conversationsfaden von vorhin weiter zu spinnen. Nur die Brüder, die Keffkobilbe, hätten aufheulen mögen, daß ihnen ihre Beute so schnell entwichte. Die Schwester allein auf's Korn zu nehmen, wenn Er fort war, hatte ja keinen Sinn.

Verzeihung, flüsterte Kurt, als er Frau von Brandau die Hand küßte.

So hatten wir nicht gewettet, entgegnete sie leise, aber ihre Lippen berührten seine Stirn — das war Absolution.

Gerda sagte ihm ein herzliches Lebewohl und auf Wiedersehen; ganz unbefangen, obgleich ein böser Rube sie in den Arm kniff. Die Jungen, die für ihn schwärmten, fielen ihm um den Hals. Nur Vetter Heinz reichte ihm etwas würdevoll und steif die Rechte, die er ganz besonders kräftig schüttelte, so daß dem Andern ein heiteres Lächeln über das gutmüthige Antlitz flog; es schien nicht so ernst gemeint mit der Gegnerschaft.

Als Frau von Brandau sich zur Ruhe gelegt hatte, wurde ihre Thür leise geöffnet, Gerda im weißen Gewande schlüpfte hinein, kniete am Bette nieder, barg den Kopf in's Kissen und schluchzte. Zum ersten Mal im Leben verlor sie ihr schönes Gleichgewicht und benahm sich so thöricht. Frau von Brandau wußte wohl, was das zu bedeuten habe, streichelte ihr sanft das Haar und ließ sie sich ausweinen. Dann kam aus vollem Herzen die Frage: Warum ist er gegangen ohne mir von seiner Liebe zu sagen, anders als in Liebesworten, so öffentlich, vor Heinz und den Knaben?

Die Mutter zog sie zärtlich an sich und vertraute ihr Kurt's Antrag und ihre Erwiderung an, mit den Worten schließend: Einem Flattergeiste, einem Wandervogel gebe ich dich nicht, du mein theures Kind.

Gerda umschlang sie liebevoll und sagte mit strahlendem Lächeln, während noch Thränen in ihren Wimpern hingen: Ich

werde die feine, denn er ist treu wie Gold, — kein Ramsloh war ein Flattergeist!

Das junge Edelsräulein glaubte nicht minder fest an die Kraft des alten Blutes wie der Ohm auf Sarbach.

Und Heinz? fragte die Mutter.

Serda machte große Augen. Heinz? — den habe ich immer als ältesten Bruder betrachtet, das will ich ihm morgen sagen, wenn er es nicht weiß. Wie viel Bektern haben für dich geschwärmt, du meine schöne Mutter, und sind hernach Vaters beste Freunde geworden. Gute Nacht. Kurt ist ein ganzer Mann, dem du dein Kind vertrauen kannst. — Bete für ihn!

Gute Nacht, mein Liebling. Gott segne dich und ihn — und sie umarmten einander lange und innig, froh, daß nichts Unausgesprochenes mehr zwischen ihnen stand.

Kurt war als träume er, wie er wieder im Wagon saß und seinem Dienste zueilte, den er nun bald quittiren sollte, und doch war diese ganze neue Welt wahr und wirklich: sein süßes stolzes Lieb, sein theurer alter Gönner, sein Heim, sein großes weites Arbeitsfeld und die tausend Augen, die ihm hoffnungsvoll entgegenzusehen.

Hatte er noch einen Gedanken für Helenka?

Ja, wie hätte er sie schon ganz vergessen können? Er fragte sich sogar, ob er einer Untreue schuldig sei, aber er durfte sich freisprechen. Hatte sie denn etwas anderes verlangt als Weihrauch in schimmernden duftenden Wolken? In lichterloher Schwärmerei hatte er ihn ihr gespendet, wie mancher andere auch. Gräfin Helenka und Ihresgleichen fragen nicht nach jener Himmelsmacht, die das Herz auf weißen Schwingen aus dem Weltgetümmel trägt.

* * *

Wieder hielt funkelnder Frost die nordische Erde umfangen, Weihnachtskerzen hatten gebrannt und mit hellem Schellengeklingel sausten die Schlitten durch tiefverschneite Wälder: Sarbach, unter weicher weißer Decke, hatte das nämliche Ansehen wie seit Jahren. Man konnte nicht ahnen, was seit dem letzten Frühjahr alles Neues geschaffen war; auch der breite Kanal, der unersehöpflische Fluthen

in die Mühlenstauung zum Vortheil des emsigen Räderwerks und zum Heil der Sumpfigegendbewohner ergossen hatte, verberg sich im Schnee.

Am Kamin saß der alte Herr und rauchte. Auf dem Wolfsfell zu seinen Füßen träumten Irni und Arni so lebhaft von ihren Heldenthaten im Fuchs- und Dachsbau, daß die gelben Pfötchen mitunter heftig zu graben schienen, und bisweilen ein leises ausdrucksvolles Knurren den tapfern Gesellen ent schlüpfte.

Sieh', Kind, so habe ich auch die letzten Jahre Winter Schlaf gehalten und vom Fetz der Erinnerung gezehrt, sagte der alte Mann mit dem Pfeifenstiele auf die kleinen Schlaffäcke deutend, zu Gerda, die eben ein Tischchen an seine Seite rückte und ihm mit liebevoller Sorgfalt seinen Thee bereitete. Jetzt, wo Ihr hier seid, habe ich wieder eine Gegenwart. Er nahm ihre Hand in die seine. In den alten Jägeraugen, die fast jugendlich hell aus dem verwitterten Antlitz schauten, konnte sie lesen, wie licht diese Gegenwart seinen Lebensabend verklärte.

Und in Dir lebt uns die liebe ehrwürdige Vergangenheit, erwiderte sie zärtlich.

Der wir das Beste verdanken: die Liebe zur Heimath, sagte eine tiefe Stimme hinter ihr: Die unserer vollen arbeitsfrohen Manneskraft bedarf und Schätze birgt wie diesen! Kurt zog glückstrahlend diejenige an sich, die seit einer seligen Woche sein Eigen war und wollte ihr eben noch viel Liebes und Zärtliches sagen, mußte es aber auf später versparen, denn Peter erschien mit der Post.

Von unsern Studenten, rief Gerda vergnügt, einen Brief öffnend, der nur wenige Zeilen enthielt. Sie kommen morgen nach Hause, wie wird Mamachen sich freuen, und dann, mit Wether Heinz, zu uns. Du hast ihnen eine Bärenjagd versprochen, behaupten sie und die haben sie auch verdient, mit ihren brillanten Examen.

So mögen sie den Braunen mit „vivat academia“ aus dem Lager schrecken, lachte Kurt, und läuft er Heinz vor die Flinte, so sei er ihm gegönnt: Glück macht großmüthig! Aber da ist ja noch etwas für mich — und er zog eine goldgerandete Karte aus dem Couvert: Helena heirathet den ersten Secretairen an der russischen Botschaft in Paris. Das freut mich — das wahre Milieu für sie. Eine entzückende Diplomatenfrau wird sie werden und es wie keine

zweite verstehen, die Elite des Esprits und der Eleganz in ihren Salons zu vereinigen.

Was meinst du zu einer Hochzeitsreise nach Paris? fragte Gerda lächelnd: Glück macht großmüthig!

Reisen! nein, mein Lieb, dies traute Heim ist unsere Welt — und jetzt ein Lied!

Sie setzte sich an den Flügel.

Was willst du denn singen, Liebster?

Die Widmung natürlich.

Sie kannte die schöne Begleitung auswendig und er sang aus tiefster Seele:

Du bist die Ruh', Du bist der Frieden,
 Du bist vom Himmel mir beschieden.
 Daß Du mich liebst, macht mich mir werth,
 Dein Blick hat mich vor mir verklärt.
 Du hebst mich liebend über mich,
 Mein guter Geist, mein bess'res Ich.

Der alte Herr blickte zu dem Jugendbilde seiner Alda auf und nickte der lieben Gefährtin zu: Sieh', mein Engel, unser Hoffen, Streben und Lieben lebt fort. — Wie die Alten jungen, so zwitschern die Jungen — und Gott wolle sie segnen.





Kunfbriefe.

IV.

Wie Menschen schicken sich an, Weihnachten zu feiern. Ein beispielloses Gedränge herrscht namentlich in der Friedrichsstadt, im Stralauer Viertel, in der Leipziger Straße und zwischen Potsdamer Brücke und Potsdamer Thor (alter Platz). Denn in diesen Stadttheilen liegen die meisten, größten und schönsten Läden, vor denen einigen man förmlich Queue bilden muß, um, wenn man endlich hineingelangt, noch eine halbe Stunde zu warten in „drangvoll fürchterlicher Enge“, bis die Stimme einer der ermatteten Verkäuferinnen an das Ohr der ermatteten Käuferin schlägt: „Schon bedient, Gnädige Frau?“ Und die gnädige Frau — nein, ich bin im besten Zuge, Ihnen Scenen zu schildern, und wenn's auch für Manche zur Zeit auf der Straße und im Laden viel lustiger und interessanter hergeht, als im Theater, so führt mich meine Berichterstattpflicht doch zu diesem zurück.

Es hat Vieles gegeben, seitdem ich Ihnen das letzte Mal vom Berliner Theaterleben erzählte. So Vieles, daß ich natürlich darauf verzichten muß, Alles zu berühren.

Greife ich zum Nächstliegenden, so heißt's nicht von deutscher, sondern von französischer Bühnenkunst und Bühnendichtung plaudern. Es ist lange her, daß dem Berliner französisches Theater etwas Alltägliches war. Fünfundzwanzig Jahre mindestens. Vor dem großen Kriege kam fast allwintertlich eine Komödiantentruppe von

jenseits der Vogesen herüber und weihte die Berliner studirende Jugend im Concertsaale des K. Schauspielhauses in die Geheimnisse und Reize französischer Bühnenkunst ein. Dann aber war's plötzlich infolge naheliegender Gründe aus damit. Erst in den allerletzten Jahren verirrt sich dann und wann eine Truppe hierher. Vor ein paar Wintern spielte so eine provinzielle Operettentruppe in Berlin; im vorigen kam Herr Antoine, der Begründer des „Théâtre libre“, herüber und wurde von den Kreisen der „Freien Bühne“ ebenso willkommen geheißen, wie jene von den Kreisen, in denen man sich nicht langweilt. Das war eben auch Alles. Und die Sarah Bernhardt, obschon ihre Mutter, wie indiscrete Forscher ergründet haben wollen, eine Berlinerin gewesen sein soll, die beiden Coquelin's, Fèvre, Mounet-Sully, die Reichemberg und die anderen Wanderapostel pariser Theaterruhms — sie wiesen haßerfüllt das Ansinnen zurück, das „pays des prussiens“ jemals mit einem Besuche zu beglücken, während bekanntlich ihre dichtenden und schriftstellernden Landsleute, Dumas und Sardou an der Spitze, sich nicht das geringste Gewissen daraus machten, die hübschen Tantiëmen einzustreichen, die ihnen die deutschen Uebersetzungen und Aufführungen ihrer zahllosen Werke alljährlich abwerfen. Und männiglich ist bekannt, daß französische Bühnenlitteratur in Deutschland, und zumal in Berlin, einen nur zu guten Absatz fand. Und nicht bloß die so zu sagen ernstere, sondern erst recht die leichtere und leichtfertigere. Macht hier doch ein Theater, das „Residenztheater“, gar ausschließlich in französischen Komödien und Possen und mit großem Erfolge. Wohl zum Theil deshalb, weil den meisten ganz unbekannt, wie diese Bühnendichtungen sich im Französischen, von Franzosen gemimt, ausnehmen. Wer sie so gesehen, der kann an den deutschen Uebersetzungen und an ihrer Interpretation durch deutsche Künstler gewöhnlich nicht Gefallen finden.

*

*

*

Das bestritten nun wohl viele und meinten überlegen: „Dichtung ist Dichtung und Schauspielkunst Schauspielkunst.“ Sie konnten sich aber jetzt eines Besseren belehren lassen. Denn es fand sich eine muthige Französin von Ruf, die mitten in des Löwen Machen

hineinsprang, lachend und trillernd. Anne Judic, die Schöpferin eines eigenen Genres, das nicht groß ist, in dem sie aber Großes leistet — noch immer! — und das die Mitte hält zwischen Vaudeville und Operette und wo sich um eine meist recht blödsinnige Handlung allerlei Geistesblüthen und wigige, prickelnde, oft recht zweideutige Lieberchen ranken. Großmama Anne Judic also war diese tapfere Französin, die mit einer eigenen Truppe nach Berlin kam, um hier längst schon bekannte Stücke von Hennequin und Millaud und Biffon und auch Sardou einmal im Original aufzuführen. Sie kam, sah, sang und siegte . . . Die Berliner, die da glaubten, am Ende würde der Scene-Chauvin durch die lebenswürdige Rechnung der greisen Gastspielerin einen polternden, rasselnden Streich machen, irrten sich gründlich. Es gab sogar eine Woche hindurch einen kleinen Judic-Kultus und das Lokette „Neue Theater“ des Herrn Lautenburg war allabendlich Zeuge lauterster Ovationen. Die Kunst der Judic — die Kunst sich jung zu erhalten vor Allem — und die anmuthigen Reize ihrer Spiel- und Vortragsweise in Ehren: wie wäre wohl der Beifall gewesen, wäre sie jünger, auf dem Gipfel ihres Könnens stehend, und mit einer besseren Truppe hergekommen! So aber konnte der Kenner der Judic und französischer Bühnenkunst überhaupt mitunter sich eines gewissen Lächelns nicht enthalten, wenn er hier und da in der Presse gar zu begeisterten Herzensergüssen begegnete. In manchen Fällen war es aber allerdings ritterliche Galanterie, was den Ausschlag gab und über einen Fehlbetrag hinweggehend im Uebrigen sich an dem vielen Guten und Reizvollen ergözte, was Anne Judic noch immer bietet . . .

Und nach der Chansonette und dem Vaudeville kamen steifbeinige, kunstgerecht drapirte Alexandriner: nach dem Esprit und den Zweideutigkeiten der Sardou und Meilhac — der Pathos und die Leidenschaft der Racine und Corneille; nach der Judic — die Segond-Weber, die es verstanden hat für die hervorragendste unter den jungen französischen Tragödiinnen zu gelten, die Vertreterin der Traditionen altfranzösischer Bühnenschule, wie sie die Comédie française und das Odéon noch immer pflegen im klassischen Repertoire, während auch sie jetzt schon lange im modernen dem Modernen zu seinem Rechte verhelfen. In einem Sonntag verab-

schiedete sich Mme Judic in „La femme à papa“ und am Montag darauf stellte sich im selben „Neuen Theater“ Mme. Segond-Weber als „Phädra“ vor. Aber die klassische Tradition dieser Künstlerin und der traditionelle Klassicismus ihres Spielplans behagte dem Berliner sichtlich weniger und obzwar Mme. Segond-Weber weit jünger und schöner, als Mme. Judic, so zog er den prickelnden und pikanten und anmuthigen Gesang dieser dem pathetischen und mäßig-reichen Singfang jener entschieden vor, was auch ganz zu begreifen, umso mehr, als diese zweite Truppe noch schlechter ist, als die Judic'sche . . . Es war leer, recht leer bei Herrn Lautenburg und er mochte froh sein, daß Mme. Segond-Weber nur 6 Abende für Berlin frei hatte, während ihre Vorgängerin 14 Mal spielte

* * *

Aber interessant waren sie doch, die Racine'schen und Corneille'schen „tragédies“ zwischen all' den modernen Sittenstücken, Lebensauschnitten, Charakterbildern und Possen, die jetzt die Bühnen beherrschen. Und hatte die gelingendste der Aufführungen, die der „Phädra“, immerhin zum großen Theil auch nur die Bedeutung eines „succès de curiosité“, wie sie es in Paris nennen — man überzeugte sich dabei doch andererseits, daß die wahre Dichtkunst immer jung und „modern“ bleibt; nur das Gewand, in dem sie in diesem Falle vor uns hintrat, war veraltet, verstoßen und forderte den fin-de-siècle-Theaterfreund zu einem Lächeln heraus.

Freilich — manches Mal hat auch das fin-de-siècle-Produkt selbst kein besseres Loos, als belacht zu werden, weil es unverstanden bleibt.

Da gab es z. B. im Schauspielhause einen kleinen Dreiaakter von Theodor Wolff. Er ist ein Nefte des bekannten Annoncen-Königs und Millionärs Rudolf Mosse und gehört somit zum großen Kreise der Schriftsteller des „Berliner Tageblatts“, das bekanntlich viel in Wälschthum macht. Auch Theodor Wolff, ein noch ebenso junger, als begabter Schriftsteller ist von seinem Ohm nach Paris geschickt worden, das trotz allem Vielen in Deutschland noch immer als die Hauptschule jeglichen Geschmacks gilt. Und Herr Theodor

Wolff ist sehr gelehrig und geschickt und ein echter, rechter Boulevard-Stilist und „causeur“ geworden, der in deutscher Sprache französisch schreibt. Nun ist er auch unter die Dramatiker gegangen und abermals möchte man sagen, er hat ein französisches Stück in deutscher Sprache geliefert. Nicht etwa im Lindau'schen Geiste. Nein — durch die Grazie und den Kunstgeschmack, die als Selbstzweck in „Niemand weiß es“ leben, erscheint es wie aus französischem Hirn und Empfinden herausgeboren. Aber in dem blendend schönen Rahmen, nebenbei bemerkt in streng japanischem Stil (die Dichtung spielt nämlich in Japan) ist ein Stück düsteren Symbolismus gefaßt und — für Symbolismus hat der Berliner nichts übrig, dazu ist er zu „helle“. Hätte er Wolff den Vorwurf gemacht, daß da nichts Selbständiges ist, daß Malterlinck und Verlaine u. A. Gevatter gestanden haben, daß der japanische Kulmen das Mitmachen einer pariser Mode, daß es bedauernswerth, wenn ein deutscher Dichter französisch zu empfinden und zu schaffen beginnt — so wäre die ablehnende Haltung begreiflich gewesen. Aber sie richtete sich nur gegen den Inhalt als solchen, der von der tragischen Geschichte des schönen japanischen Mädchens Tajo gebildet wird, die den wilden Maler Yori liebt, aber einen Alten heirathet, dann jedoch Yori in die Arme sinkt, der den Alten in der Stille der Nacht erdolcht und sich in's Gefängniß auf die Folterbank führen läßt, ohne das Schweigen über seine That zu brechen, während Tajo sich den blutigen Yatagan in die Brust stößt. Worauf es dem Dichter ankam, das war Stimmung an sich zu erzeugen, traumverlorene Märchenstimmung, das düstere Geschick malerisch zu erfassen, das über dem Liebespaar im schönen Japan brütet . . . Und dabei kam ihm die Regie in freigiebigster Weise zur Hülfe durch eine ebenfalls märchenhaft schöne Ausstattung. Aber vergebens; vergebens auch das Bemühen Klein's, der den Alten gab, des Frä. v. Mayburg und Matkowsky's — Sprache und Handlung blieben der Masse unverständlich und wenn sich ihrer eine Stimmung bemächtigte, so war es die des Ulls . . .

Mehr gefiel schon eine andere, dieses Mal eine wirklich französische Bühnendichtung, Edmond Rostand's Komödie „Die Romantischen.“ Ludwig Fulda, der reiche Frankfurter Patriziersohn, der Frankreich und die Franzosen gut kennt und zwischen zwei eigenen

Dichtungen immer irgend eine dramatische Gabe des Nachbarvolks für die deutsche Bühne bearbeitet, hatte die Uebersetzung geliefert in fein polirten Versen. Das Lessing-Theater brachte die eigenartige Novität. Kostand schöpfte aus dem Born mittelalterlicher Dramatik und thut hier zu dem, was einst das Wesen italienischer *comedia del' arte* bildete, modernen Wit und *fin-de-siècle*-Sarkasmus hinzu, sowie eine Dosis Schäferspielpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts. Und so gab's eine lustige Travestirung derer, die die Romantik außerhalb im Leben suchen und heraufzaubern wollen und erst spät merken, daß sie längst im eigenen Herzen lebt und nur da zu Hause ist und daß die schlechte Wirklichkeit reich an Poesie sein kann.

„Nicht wahr? Die Poesie erblüht aus treuer
 Herzinnigkeit auch ohne Abenteuer . . .
 Ja! Denn es leuchten für ein liebend Paar
 Am nachgemachten Himmel echte Sterne . . .
 Und thöricht suchten wir in weiter Ferne
 Die Poesie, die in uns selber war.“

Das wird uns an den Erfahrungen eines Liebespaares und den Erlebnissen seiner närrischen romantiktollen Väter gezeigt . . . Eine ergögliche Komödie, phantastisch in der Handlung, phantastisch auch in der Ausstattung, wie denn z. B. die Mitwirkenden sich in der Tracht verschiedener Jahrhunderte zeigen, ohne daß es ein Maskenfest gäbe. Damit sollte wohl angedeutet werden, daß die Romantikollheit nicht einer Zeitepoche allein angehört. Ganz brachten die deutschen Künstler das grazile Säckelchen, das mit einer köstlichen Parodirung des „unglückseligen Liebespaares von Verona“ einsetzte, nicht heraus.

Es nahm sich manches etwas schwerfällig und daher mitunter albern aus. Auch so was mußte man durchaus von Franzosen selbst gespielt sehen.

Da nun heute so viel von Französischem die Rede, so paßt auch Paul Lindau recht gut in den Rahmen, er, der seinerzeit der lauteste Verkünder und Verbreiter der Bühnenkunst Frankreichs in Deutschland war. Er ist jetzt bekanntlich Intendant des einst so berühmten Hoftheaters zu Weiningen geworden. Der langjährige schneidige und witzige Theaterkritiker, der fruchtbare und früher glückliche Dramatiker hat somit, wie mancher seiner Zeitgenossen, wie Oskar Blumenthal z. B., der Direktor des Lessing-Theaters, oder Otto Brahm, der Leiter des Deutschen Theaters, nun auch die Möglichkeit nach den „théories“ die „exemples“ zu liefern, nach der Poesie — ihre praktische Bethätigung. Man war daher gespannt auf den Beginn seiner Intendantenherrschaft. Und er trat in der That mit einem förmlichen Programm hervor in Form eines Einakters, der unter dem Titel „Die Venus von Milo“ eine Anekdote aus den Tagen der Herrlichkeit griechischer Antike nicht ungeschickt dramatisch behandelt. Da giebt's u. A. einen harten Meinungsstreit über die alte und die neue Kunst. Der Mäcen Agathon und der Bildhauer Skapas führen ihn und der Künstler geht als Sieger hervor mit der Tirade:

„Ach! Die Jungen! Alten!

Braucht' ich den Runderim nimmermehr zu hören!
 Dem Phidias, unser aller großem Meister,
 Der nun seit sechzig Jahren im Elysion
 Den hitz'gen Streit der Schulen mild belächelt, —
 Schon ihm klang gellend, freischend in den Ohren
 Das dumme Lied von Alten und von Jungen!
 Was in der Kunst ist alt? Was jung? Gib Antwort!
 Vielleicht ist Phidias alt, der ewig Junge?
 Am Ende altert auch Unsterblichkeit?
 Und ist nur wahr, was unsre Augen sehen?
 Steig' nur hinauf, Freund, zur Akropolis,
 Betracht' am Parthenon das Bild des Zeus,
 Und sag' mir: ist das wahr, in Deinem Sinne?
 Das Bild hat freilich Mund und Stirn und Nase
 Und Ohren just wie wir — menschliche Züge!
 Und doch ist's anders — was? Mir fehlt das Wort,

Doch fühl' ich's deutlich: nenn's das Göttliche,
 Das übermenschlich Schöne, schaurig Höhre,
 Nenn's wie Du willst! Ich nenn' es einfach Kunst!
 Und steh' ich vor des großen Gottes Bildniß,
 Dann fühl' ich wohl, wie hinter diesen Brauen
 Der Donner schlummert, wie das mächt'ge Auge
 In Zorn entflammend Feuerblitze speit,
 Und wie die Fluth sich staut und grollend schäumt,
 Und die bestürzte Erde furchtjam bebt,
 Wenn er des Hauptes schwere Locken schüttelt.
 Das ist das Göttliche, das ist die Kunst! —"

So entscheidet Paul Lindau die moderne, vielumstrittene Frage von Wahrheit oder Schönheit in der Kunst. . . Er hat nicht viel Freunde in Berlin, wie sich das auch bei der hiesigen Aufführung der „Venus von Milo“ — im Lessing-Theater — zeigte und er kann sicher darauf rechnen, daß man hier höllisch aufpassen wird, ob und wie er sein Glaubensbekenntniß praktisch bethätigen wird. Es hat etwas Mißliches, mit einem feierlichen Programm hervorzutreten, wenn es sich auch in griechischer Gewandung verbirgt und in lauttönenden Versen ausspricht. . .

Das sind so einige Seiten aus der Berliner Theaterchronik der letzten zwei Monate. Auch auf den anderen steht Vieles vermerkt, wenngleich es rascher vergessen wird.

Daß Ludwig Fulda auch mit einer eigenen Neuheit erschien, natürlich im „Deutschen Theater“, das versteht sich ebenso von selbst, wie daß Felix Philippi im Lessing-Theater desgleichen ein neues Schauspiel brachte. Sowohl „Robinsons Eiland“, das übrigens nicht zu den besten Sachen Fulda's gehört, obschon die Idee recht glücklich war, die Robinsonade zu modernisiren und so zu beweisen, daß auch heute noch im kulturlosen Lande recht wohl der wahre Werth des Menschen sich zu bethätigen Gelegenheit hat, wie auch Philippi's „Dornenweg“ sind Tendenzstücke, aber wo der heitere Frankfurter lacht und scherzt, da räsonnirt meistens der kühle Berliner unbarmherzig und so hat Philippi auch dieses Mal einen harten Konflikt zwischen Wahrheitspflicht und Mutterliebe hart und scharf dramatisirt, ohne daß man darüber hinwegkäme, nicht Manches bloß

als Poſe aufzufaſſen. Darin hat er viel Verwandtes mit Boß, nur daß dieſer noch weit düſterer und wuchtiger iſt, wie jetzt wieder in ſeinem neuſten Drama „Die neue Zeit“, das im „Neuen Theater“ nicht allzuviel Beifall fand, obſchon gerade das gewöhnliche dortige Publikum, ebenſo wie das des „Berliner Theater“ an Rührung und Erſchütterung nie genug haben kann.

Daß aber darum beide Stücke, wie natürlich auch Fulda's neuſte Dichtung die Kunde über alle deutſche Bühnen machen werden — das iſt ganz zweifellos. So gelangen ſie wohl auch nach den Oſtſeeeprovinzen, was von den Arbeiten Wolff's und Roſtand's kaum anzunehmen iſt.

Auch Miſch's „Nachruhm“ und Ernt Roſmer's (Frau Bernſtein) „Tedeum“ dürften vielen Leſern vorgeführt werden, umſo eher, je weniger ſie etwas Neues bringen, obſchon Roſmer zu den Erkorenen des „Deutſchen Theaters“ mit ſeiner Pfllege des Modernen gehört.

Und zudem iſt's Zeit, daß ich abbreche . . . Haafſe's Schluß- und Abſchiedsgaſtſpiel im Angl. Schauſpielhauſe wird erſt das nächſte Mal beſprochen werden können . . . Es iſt der Schwanengeſang einer alten Schule und — bezeichnend genug — es thut gar Vielen weh, daß es ein Schwanengeſang. Am Ende kommt's auch wirklich anders.

Berlin, im December.

J. Norden.





Vitterarische Umschau.

Wogleich die Litteratur über Napoleon I. eine unermessliche und kaum mehr überschaubare ist, erscheinen doch noch immer neue Bücher über ihn in Frankreich. Während aber unter dem zweiten Kaiserreich, abgesehen von den durch Napoleon III. inspirirten und von ihm angeordneten Geschichtsdarstellungen, des Kaisers unerzättliche Eroberungspolitik scharf verurtheilt und seine Person bitter kritisiert wurde, wofür besonders Lanfreys Werk den besten Beweis liefert, und zuletzt noch Taine seine geistreiche, aber schonungslose Analyse von Napoleons I. Charakter und Persönlichkeit gegeben hat, ist in den letzten Jahren wieder ein gewisser Umschwung in der Auffassung seines Charakters eingetreten. Die parlamentarische Corruption, die Unfähigkeit der fortwährend wechselnden Regierungen, ebenso wie der Kammern haben das demokratisch-parlamentarische System in weiten Kreisen völlig discreditirt und man sehnt sich instinctiv wieder nach einem wirklichen Herrscher, einem genialen Manne, der mit starker Hand das Staatsschiff leitet. Diese Stimmung kommt auch der Beurtheilung Napoleons I. zu Gute; seine Persönlichkeit beginnt den Franzosen wieder in einem günstigeren Lichte zu erscheinen. Besonders über sein Privatleben, den Hof, das Treiben in den Tuileries sind im letzten Jahrzehnt zahlreiche Schriften veröffentlicht worden, unter denen die Denkwürdigkeiten der Frau von Remusat und noch mehr ihre Briefe die erste Stelle einnehmen. In neuester Zeit hat sich besonders Friedrich Masson

mit der Persönlichkeit Napoleons I. beschäftigt, zuerst in seinem Buche Napoleon I. und die Frauen und dann in dem Werke Napoleon I. zu Hause. Der Tageslauf in den innern Gemächern der Tuilerien. Beide sind von Oskar Marschall von Bieberstein ins Deutsche übertragen¹⁾. Das zweite liegt uns in dritter Auflage vor. Masson's Buch giebt eine sehr interessante Uebersicht über das tägliche Leben des Kaisers; wir sehen Napoleon recht eigentlich im Schlafrock, ja im Bette, wir lernen alle seine Eigenarten und eigenthümlichen Gewohnheiten kennen, erfahren seine Tageseintheilung und werden mit seinen Aerzten, seinen Kammerdienern und seiner Leibwache bekannt gemacht. Ebenso wird uns die wechselnde Kleidung Napoleons I. genau beschrieben, wir wohnen seinen Mahlzeiten und Abenderholungen bei und werden mit der peinlich genau bestimmten Hofetikette vertraut. Vor allem aber gewinnen wir durch Masson's Buch einen vollen Einblick in die rastlose Thätigkeit und unermüdbliche Arbeitskraft des Kaisers. Er arbeitete eigentlich ununterbrochen die ganze Woche hindurch und zeigte sich der Bevölkerung nur am Sonntag; noch am Abend spät saß er an seinem Arbeitstisch und schon in der Nacht las und arbeitete er wieder. Nur auf diese Weise war es ihm möglich, allen auf ihn eindringenden Anforderungen zu genügen, zumal da er sich in allen wichtigeren Fragen die persönliche Entscheidung vorbehielt. An Arbeitsamkeit und unermüdblicher Erfüllung seiner Regentenpflichten kam ihm keiner der Fürsten jener Zeit auch nur entfernt gleich, er leistete darin wirklich Bewunderungswürdiges. Masson's Werk ist in leichtem und fließendem Stil geschrieben, die Darstellung lebendig, es bietet eine belehrende und zugleich angenehme Lecture. Die Uebersetzung ist lesbar, aber nicht ausgezeichnet.

In die Napoleonische Zeit fällt zum großen Theil die politische Thätigkeit des Grafen Reinhard, dessen Leben und Schicksale Joeben Wilhelm Lang in einem bedeutenden, auf mehrjährigen Studien und reichem litterarischem Material beruhenden Buche geschildert hat²⁾. „Aus einem Württembergischen Magister kann Alles werden,“ dies bekannte Wort findet auf Reinhard seine

¹⁾ Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 3 M. 60 Pf.

²⁾ Bamberg, C. C. Buchner. 10 M.

volle Anwendung. Ein an Umschwüngen und Wechselfällen reicheres Leben als das seinige läßt sich kaum denken. Ein Zögling des theologischen Stiftes in Tübingen, eifriger Dichter und begeisterter Verehrer der Kant'schen Philosophie, wird er Vicar bei seinem Vater in Balingen. Dann geht er nach der Schweiz, wird Hauslehrer in Bordeaux, wo er, ein schwärmerischer Anhänger Rousseau's und von kosmopolitischem Freiheitsfinn erfüllt, in den Kreis der Männer geräth, welche später unter dem Namen der Girondisten so bekannt geworden sind. Mit Jubel begrüßt er die Revolution und ging mit seinen Freunden nach Paris, wo er bald eine Stellung im Ministerium des Auswärtigen fand und zur Schreckenszeit mit Mühe der Guillotine entging. Darauf wurde er Gesandter der französischen Republik bei den Hansestädten, organisirte dann in Toscana die Republik und war 1799 drei Monate Minister des Auswärtigen in Frankreich als Talleyrands Nachfolger. Napoleon ernannte ihn zum Gesandten bei der helvetischen Republik und dann wieder in Hamburg; er liebte Reinhard nicht und ließ ihn seine Ungnade durch die Ernennung zum französischen Residenten in Jassy, was eine Art Verbannung war, fühlen. Dort gerieth Reinhard in russische Gefangenschaft, aus der er bald wieder befreit wurde. Nachdem er dann kurze Zeit aus dem Staatsdienst geschieden war, bestimmte ihn Napoleon zu seinem Gesandten in Kassel bei König Jerome; er sollte dessen Beaufsichtiger und Mentor sein. In dieser schwierigen Stellung hat Reinhard von 1808 bis 1813 gewirkt. Nach Napoleons Sturz schloß er sich Ludwig XVIII. an und blieb ihm auch während der 100 Tage treu. 1816 wurde er französischer Gesandter am deutschen Bundeslag in Frankfurt a/M. und bekleidete dies Amt bis 1829, wo er seinen Abschied nahm. Unter Ludwig Philipp wurde er Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, er starb 1837 zu Paris. Talleyrand, obgleich schon dem Tode nahe, hielt ihm in der Akademie die Gedächtnisrede, in der er übrigens sich auf Kosten Reinhard's verherrlichte. Welche Wandlungen muß der Mann durchgemacht haben, welcher es vom Tübinger Stiffler und Freiheitschwärmer zum Napoleonischen Diplomaten und Pair von Frankreich gebracht hat! Nur aus dem kosmopolitischen Geiste des vorigen Jahrhunderts ist ein solches freiwilliges Aufgehen in eine andere Nationalität zu

verstehen. Vollkommen war sie doch nicht, denn Reinhard fühlte sich nur politisch als Franzose, dem Gemüthe, dem innern Leben nach blieb er Deutscher und verleugnete in seiner äußern Unbeholfenheit und schwerfälligen Rede bis zuletzt nicht den Schwaben. Durch diese Doppelheit seines Wesens kam ein tiefer Zwiespalt in sein Leben, den er oft genug schwer empfand und der seine Gemüthsstimmung verdüsterte. Mehr als einmal hat er daran gedacht, Frankreich ganz zu verlassen und sich dauernd in Deutschland wieder anzusiedeln, aber Charakterchwäche und Ehrgeiz ließen diesen Entschluß nie zur Ausführung kommen. Einem charakterstarken Manne wäre es auch unmöglich gewesen, nach einander der Republik, Napoleon und Ludwig XVIII. zu dienen. Reinhard aber ließ sich, wie er es bezeichnete, vom Schicksal treiben und erfüllte in jedem Amt treu seine Pflicht, wie schwer sie ihm auch wurde. Und welche Aufgaben hatte er zu erfüllen! Am Hofe Jeromes mußte er nicht nur den König überwachen, sondern auch den Späher und Aufpasser auf alle deutschen Regungen und Erhebungsversuche machen. Als Bundestagsgesandter hatte er die Aufgabe, die früheren Rheinbundstaaten unter französischen Schutz zu nehmen. Lang schließt seine Charakteristik Reinhard's mit den treffenden Worten, er sei das lehrreichste Beispiel von deutscher Treue für fremdes Volksthum, er hätte aber hinzufügen sollen, gegen das eigene, und darin liegt das Widerwärtige und Abstoßende von Reinhard's ganzer Lebenshätigkeit. C. M. Arndt hat doch nicht unrecht, wenn er Reinhard den deutschen Apostaten, den willigen Schergen des kaiserlichen Zwingherrn nennt und gegen seine Verherrlichung eifert. Reinhard's zwiespältiges Wesen ist der strafenden Nemesis nicht entgangen. In seinem Adoptivwaterlande war er niemals recht beliebt und wurde als Diplomat zweiten Ranges bald vergessen; wo seiner später noch gedacht wurde, geschah es mit Geringschätzung oder gar mit Berunglimpfung. In Deutschland dagegen wurde er über Gebühr hochgeschätzt und gepriesen und blieb eben wegen seiner wunderbaren Lebensentwicklung vom schwäbischen Pfarrvicar zum französischen Gesandten und wegen seiner zahlreichen freundschaftlichen Beziehungen unvergessen. Durch seine Frau Christine Reimarus gehörte Reinhard jener bekannten, ganz von aufklärerischen und freigeistlichen Interessen erfüllten Hamburger Familie an, der Lessing einst so nahe

gestanden hat. Durch sie kam Reinhard mit vielen bedeutenden Männern der damaligen Zeit in Berührung. Der Glanz seines Lebens aber war die Freundschaft mit Goethe, dem er 1807 in Karlsbad nahegetreten war und mit dem er bis zu des großen Dichters Tode in lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch stand. Goethe sprach sich gegen ihn über die Zeitverhältnisse sowie über die litterarischen Richtungen und Persönlichkeiten offener und rückhaltloser aus als gegen die meisten seiner sonstigen Correspondenten, wie das der schon vor 45 Jahren gedruckte inhaltreiche Briefwechsel zwischen beiden ausweist. Unter den zahlreichen von W. Lang veröffentlichten Briefen nehmen die nach Inhalt und Form gleich anziehenden von Frau Christine eine der ersten Stellen ein. Aber auch sonst enthält das Buch, dessen Inhalt ein reicher und mannigfaltiger ist, bewerkenswerthe Beiträge nicht nur zur politischen Geschichte, sondern auch zur Kenntniß der litterarischen und Culturverhältnisse der denkwürdigen Periode vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Sturze Napoleons. Sehr zu bedauern ist es, daß es Lang nicht gelungen, Einsicht in den zu Paris von einem Nachkommen streng verschlossen gehaltenen Nachlaß Reinhard's zu erlangen, in dem sich Aufzeichnungen des alten Diplomaten über die wichtigeren Abschnitte seiner politischen Thätigkeit vorfinden sollen. Wenn sich nach deren Bekanntwerden wohl im Einzelnen Manches in der vorstehenden Lebensschilderung modificiren wird, im Großen und Ganzen werden die Resultate von W. Lang's Forschungen gewiß bestehen bleiben.

Die Feier von Bismark's achtzigstem Geburtstage, die einen ganzen Monat während, ihres Gleichen in der deutschen Geschichte nicht hat, erhielt ihren eigentlichen Glanz und ihre wahre Weihe durch die Reden und Ansprachen, welche der große Staatsmann mit stets frischer Geisteskraft und unererschöplicher Gedankenfülle an die Deputationen und Huldigungszüge richtete. Diese Zeugnisse tiefster politischer Weisheit, die zugleich mit bewunderungswürdiger Kunst und Gewandtheit an die besondern Verhältnisse der verschiedenen glückwünschenden Gruppen anknüpften, verdienten es in vollstem Maße, auch später noch gelesen und beherzigt zu werden. Es war daher ein glücklicher Gedanke von Karl Rippermann eine vollständige Sammlung dieser Reden und Ansprachen zu veranstalten;

sie ist unlängst unter dem Titel: Fürst Bismarck's 80. Geburtstag. Ein Gedenkbuch erschienen¹⁾). Als Einleitung ist der Bericht über die bedeutamen Huldigungen der Deutschen aus Posen und Westpreußen vorausgeschickt. Es werden dann jedes Mal die Ansprachen und Glückwunschsadressen der Deputationen und Vereinigungen mitgetheilt und dann die Erwidernngen des Fürsten gegeben. In einem handlichen Bande hat man so alle Erinnerungen jener glänzenden Tage beisammen. Da so viel geboten wird, kann man den Wunsch nicht unterdrücken, der Verfasser hätte doch noch einen Schritt weiter gehen und eine kurze Beschreibung der Festlichkeiten hinzufügen sollen. Bei dieser Gelegenheit drängt es uns mit einigen Worten der großen von Dr. Horst Kohl veranstalteten kritischen Ausgabe der politischen Reden des Fürsten Bismarck zu gedenken, die nunmehr mit dem 12. Bande abgeschlossen vorliegt²⁾). Wir haben den ersten Band dieser Ausgabe an einem andern Orte³⁾ seiner Zeit eingehend besprochen und den Werth und das Verdienst derselben gewürdigt. Jetzt wollen wir in aller Kürze über den Inhalt der folgenden Bände berichten. Band II bis IV umfassen die Zeit von 1862 bis 1870, also die Periode, in welcher Bismarck's glänzende Staatskunst in heftigem Widerstreit mit der Volksvertretung die größten Erfolge errang. Der Herausgeber hat alles zum Verständniß der Reden Bismarck's Erforderliche, ja nur Wünschenswerthe hinzugefügt, so gleich im II. Bande eine kurze, aber instructive Vorgeschichte des Conflicts als Einleitung vorausgeschickt. Auch die wichtigen Commissionsverhandlungen sind, so weit Bismarck an ihnen theilnahm, vollständig mitgetheilt, so die denkwürdige Rede am 30. September 1862, in der Bismarck das berühmte Wort von der Herstellung der deutschen Einheit durch Eisen und Blut (so, nicht wie gewöhnlich umgekehrt lautet es authentisch) sprach. Auch Bismarck's große Denkschrift über die schleswig-holsteinische Frage wird zum Verständniß der Situation abgedruckt. Im IV. Bande wird wieder eine kurze instructive Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges gegeben und die dazu gehörigen Aktenstücke mitgetheilt,

¹⁾ München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 3 M.

²⁾ Stuttgart, Verlag der F. W. Cotta'schen Buchhandl. Nachfolger, à 8 M.

³⁾ Düna-Zeitung 1892, Nr. 212—214.

ebenso die wichtigsten auf die Herstellung des deutschen Reiches sich beziehenden Adressen und Ansprachen hinzugefügt. Band V bis VII umfassen dann die Zeit von 1871 bis 1879, die Periode des Kulturkampfes, der wiederholten Steuerreformpläne Bismarcks, der Eisenbahnverstaatlichung und des Socialistengesetzes. Der größte Theil der Reden des Fürsten in diesen Bänden beschäftigt sich mit dem Kulturkampf, für dessen Vorgeschichte die wichtigsten Aktenstücke mitgetheilt werden, im Anfang sind dann die kirchenpolitischen Gesetze abgedruckt. Die von beiden Seiten mit leidenschaftlicher Erregung damals geführten Kämpfe treten in den Reden Bismarck's dem Leser mit vollster Lebendigkeit vor Augen. Der VII. Band leitet zu der großen von Bismarck durchgeführten Steuer- und Wirthschaftsreform herüber, deren Vorgeschichte Kohl ebenfalls in lehrreicher Zusammenfassung beleuchtet. Der schwere Kampf, in dem Bismarck diese Reformen durchsetzte und bei dem die bisher so mächtige nationalliberale Partei in Opposition zum Kanzler trat und dadurch ihre einflußreiche Stellung einbüßte, erfüllt die Reden des VIII. Bandes. Die Reden des IX. Bandes, von 1881 bis 1883 reichend, beschäftigen sich mit der großartigen, ganz aus Bismarck's Geiste hervorgegangenen Arbeiterschutzgesetzgebung und beziehen sich weiter auf den Anschluß Hamburgs an das Zollgebiet des deutschen Reichs, zu dem der Kanzler trotz alles heftigen Widerstrebens Hamburg nöthigte. Auch die Reden des X. Bandes beschäftigen sich mit der Fürsorge für die Arbeiter, insbesondere mit der Unfallversicherung, andererseits mit der Verlängerung des Socialistengesetzes. Dazu kommt dann die Kolonialpolitik, die Bismarck seit 1885 energisch betreibt. Auf sie und die Zollpolitik beziehen sich auch die Reden des XI. Bandes. Eine der gewaltigsten Reden Bismarck's ist die vom 13. März 1885, in der er sich mit dem größten Nachdruck gegen den Hader der Parteien und das Uebergewicht der Parteiinteressen wendet und mit dem berühmten mythologischen Hinweis auf Loki und Hödur schloß. Endlich kommt in diesem Bande die Wendung in der Polenpolitik der Regierung und das energische Vorgehen gegen die nationalpolnischen Bestrebungen in Posen zur Sprache. Der XII. Band umfaßt die Reden aus den letzten Jahren von Bismarck's Amtsthätigkeit von 1886 bis 1890. Zunächst handelt es sich in ihnen um die völlige Beilegung des Streites mit

der katholischen Kirche: alle dahin gehörigen Aktenstücke sind beige-fügt. Dann tritt Bismarck auf's Entschiedenste für die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres ein. Als der Reichstag sie verwirft, erfolgt die Auflösung desselben und die Bildung des Car-tells. Am 6. Februar 1888 hielt dann Bismarck jene mächtige Rede, deren Schlußwort: Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, einen Beifallsturm innerhalb und außerhalb des Reichstages hervorrief. Diese Rede ist nach Inhalt und Um-fang — sie dauerte 2½ Stunden — eine der größten, die Bis-marck je gehalten hat und zugleich die letzte aus der Reihe jener, in welchen er seine Politik dem Reichstage in großem Stil entwickelte. Von monumentaler Größe, schlichter Einfachheit und ergreifender Herzensbewegung ist dann weiter der Nachruf, welchen er am 9. März 1888 Kaiser Wilhelm I. im Reichstage widmete. Den Schluß des Bandes bildet die authentische Darstellung der Entlassung Bismarcks.

Jedem Bande ist ein sorgfältiges Personen- und Sachregister beige-fügt. Wo es nöthig, begleitet der Herausgeber den Text mit Anmerkungen, in denen er auf frühere Aeußerungen Bismarck's hin-weist oder die Stellen aus den Reden der Abgeordneten, auf die Bismarck sich speciell bezieht, wörtlich mittheilt oder endlich erläu-ternde Bemerkungen giebt. Mit Recht nennt sich diese Ausgabe eine kritische, denn der Text der stenographischen Protokolle ist sorgsam geprüft und viele Fehler darin sind von H. Kohl verbessert worden. Bisweilen ist der Herausgeber freilich unseres Erachtens zu weit gegangen und hat an manchen Stellen die stenographischen Berichte geändert, wo deren Wortlaut uns keiner Beanstandung zu unterliegen scheint. Befremdet hat es uns und wohl auch manche andere Leser, daß der Herausgeber es für nöthig gehalten hat jedes lateinische Citat nicht nur, sondern auch jede lateinische Wendung in den An-merkungen zu verdeutschen, ebenso auch jedes lateinische und griechische Fremdwort. So um nur ein paar Beispiele aus dem XII. Bande anzuführen, wird *heterodox*, *furtim*, *pretium affectionis*, *bona fides*, ja sogar *salus publica* übersetzt. Diese Uebersetzungen der bekanntesten und gewöhnlichsten Ausdrücke scheinen uns mit dem ganzen Charakter dieser großen Ausgabe im Widerspruch zu stehen und wirken geradezu störend. Für Ignoranten, die solcher Beleh-rung bedürfen, sind doch weder Bismarck's Reden gehalten noch ist

für sie diese Ausgabe bestimmt. Die Banquiers, Kaufherren und Großindustriellen, die solcher Belehrung allenfalls bedürften, haben ja ihren Büchmann und Hejse, aus denen sie sich im Nothfalle die erforderliche Auskunft holen können. Im Reichstage haben gewiß, als Bismarck die Reden hielt, auch Manche gelesen, denen das Lateinische fremd war, aber der Kanzler hat es doch nicht für nöthig gehalten, deshalb gewohnte Ausdrücke aus den alten Sprachen zu vermeiden. Es wäre ein trauriges Zeichen für den Verfall der klassischen Bildung in Deutschland, wenn wirklich weite Kreise der Gebildeten solcher Uebersetzungen bedürften.

Diese nun abgeschlossene Ausgabe der politischen Reden Bismarck's ist ein wahrhaft monumentales Werk, dessen würdige, einfach vornehme Ausstattung der Größe und dem Werthe des Inhalts entspricht. Da der Preis dieser Ausgabe ein verhältnißmäßig höherer ist, so wird die Sammlung der Reden Bismarck's von Böhm und Dove daneben ihre Geltung und Verbreitung behalten und geringern Ansprüchen werden die Auswahlen von Kraemer und Stein genügen. Aber für den Historiker, den Staatsmann, den Politiker und Publicisten wird Kohl's Ausgabe der Reden Bismarck's unentbehrlich und allein verwendbar sein und bleiben. Ein unermesslicher Schatz politischer Weisheit, origineller politischer Ideen, mächtiger Anregungen ist in diesen Reden dem deutschen Volke und den deutschen Staatsmännern zur praktischen Benutzung und Aneignung dargeboten; die Gegenwart scheint es nicht zu verstehen, davon rechten Gebrauch zu machen; um so nachhaltiger und erfolgreicher wird es, dessen sind wir gewiß, die Nachwelt thun.

Am 4. December n. St. sind es hundert Jahre, daß einer der größten und originellsten Geister Großbritanniens das Licht der Welt erblickt hat, der Schotte Thomas Carlyle. In diesem Anlaß ist kürzlich erschienen: Christian Rogge, Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages¹⁾. Diese Schrift ist trotz aller Kürze eine recht gelungene Zusammenfassung aller wesentlichen Momente in Carlyle's Leben und Entwicklungsgang und sie giebt zugleich eine gedrängte Uebersicht über seine hervorragendsten Werke, wobei namentlich seine Bedeutung auf socialem

¹⁾ Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht. 1 M. 20 Pf.

Gebiete hervorgehoben wird. Rogges Büchlein kann allen, die bisher von Carlyle wenig oder nichts wußten, warm empfohlen werden; sie wird als Einführung in die Lectüre und das Studium seiner Werke sehr gute Dienste leisten. Wer sich dann eingehender mit Carlyle zu beschäftigen und genauer mit seinen Werken bekannt zu machen Neigung empfindet, der wird das Buch von Schulze-Gaevernitz zu Rathe zu ziehen und vor allem Zrondes große Biographie zu studieren haben. Wir müssen an dieser Stelle der Versuchung widerstehen auf Carliles Bedeutung als Historiker und socialer Schriftsteller näher einzugehen sowie seine außerordentliche Persönlichkeit und schriftstellerische Eigenart näher zu charakterisiren: wir hoffen, das bald bei einer andern Gelegenheit thun zu können.

Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte enthalten die kleinen Schriften von Franz Kern, von denen unlängst der erste Band unter dem Titel: zu deutschen Dichtern erschienen ist¹⁾. Der Verfasser, ein verdienstlicher Pädagoge, zuletzt Director des kölnischen Gymnasiums in Berlin, hat sich durch einen umfassenden, tief eindringenden Commentar zu Goethes Tasso und durch eine scharfsinnige Reformschrift über die deutsche Satzlehre, sowie durch eine eingehende Würdigung von Rückerts Weisheit des Brahmanen bekannt gemacht, außerdem eine inhaltreiche Biographie des Stettiner Schulmanns und Dichters Ludwig Giesebrecht geschrieben. Die in dem vorliegenden Bande vereinigten Aufsätze sind von dem Sohne des Verewigten zusammengestellt worden, der auch ein ansprechendes Lebensbild Franz Kerns vorausgeschickt hat. Die 12 Aufsätze behandeln fast alle neuere Dichter, nur der erste über Angelus Silesius geht in eine frühere Zeit zurück. Der Verfasser hält sich bei der Besprechung der einzelnen Dichter von allem Phrasenhaften und Ueberschwänglichen fern, seine Charakteristiken sind in ruhigem, mitunter etwas kühlem Tone gehalten. Man erkennt leicht, daß ihm das Romantische, das eigentlich Lyrische ferner steht und daß seiner innern Neigung und Richtung mehr die Gedankenlyrik zusagt. Daher erörtert Kern Schillers Ideale vom Menschenglück in vortrefflicher Weise und giebt von Fr. Rückert, der sein Liebling ist, eine schöne und treffende Charakteristik, auch Lenaus Poesie entwickelt er mit Sympathie in

¹⁾ Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 3 M.

einem anziehenden Vortrage. Dagegen scheint uns Kern Uhlund und besonders Eichendorff nicht voll zu würdigen, wenn es auch in deren Charakteristiken wie anders wo nicht an feinen Bemerkungen fehlt. Gegen Platen endlich ist er gradezu ungerecht, indem er ihm das wahre Dichtertalent gänzlich abspricht. Daß zuletzt Felix Dahms Dichtung Harald und Theano eine eingehende Besprechung und Würdigung findet, hat uns sehr gewundert. Diesem schnellschreibenden Autor der Tageslitteratur ist dadurch, wie durch die Anreihung an die wirklichen echten Dichter eine sehr unverdiente Ehre zu Theil geworden; wir begreifen nicht, wie ein so feinführender und klarurtheilender Mann wie F. Kern in einen solchen Irrthum hat verfallen können. Die Aufsätze dieses ersten Bandes bieten eine gute Einführung in das Verständniß der bedeutendsten Dichter dieses Jahrhunderts; der zweite Band, dessen Erscheinen man wohl bald entgegensehen kann, wird wahrscheinlich eine weitere Folge von wohl-durchdachten und belehrenden Charakteristiken bringen.

* * *

Bei der Redaktion der „Vall. Mon.“ sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Koch, Max, Geschichte der deutschen Litteratur. (Sechens-Ausgabe, geb. (Stuttgart, G. F. Wöschel'sche Verlagsbuchhandlung.)

Kurz, Sjolde, Italienische Erzählungen. (Ebenda selbst.)

Müsch, Wilhelm, Anmerkungen zum Text des Lebens, geb. (Berlin, R. Gaertner's Verlag.)

Koch, G., Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis. 2 Bände.

I. Absolutismus und Parlamentarismus.

II. Demokratie und Konstitution. 1750—1791. (Ebenda selbst.)

Neuß, Eleonore Fürstin v., Philipp Nathusius Jugendjahre. (Berlin, W. Herß.)

Aus dem Leben Theodor v. Bernhardt's. Fünfter Band: Tagebuchblätter aus den Jahren 1863—1864. (Leipzig, S. Hirzel.)

Das deutsche Reich von 1871—1895. Ein historischer Rückblick auf die ersten 25 Jahre. (Berlin, R. von Decker's Verlag.)

Müller, Dr. F., Das Wesen des Humors. (München, Dr. H. Lüneburg.)

Euttner, A. G. v., Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. (Dresden E. Pierzon's Verlag.)

- Grosser, Balduin, Zehn Geschichten. (Ebendasselbst.)
- Krepper, Max, Ein Unberühmter und andere Geschichten. (Ebendasselbst.)
- Niemann, Aug., Der Agitator. Roman. (Ebendasselbst.)
- Kaemmel, D., Italienische Eindrücke. (Leipzig, Fr. W. Grunow.)
- Bähr, Dr., D., Gesammelte Aufsätze. II. Band. Aufsätze politischen, sozialen, wirtschaftlichen Inhalts. (Ebendasselbst.)
- Carlyle, Thomas, Sozialpolitische Schriften. Aus dem englischen überf. von C. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel, Privat-Dozent in Straßburg i. El. 2 Bände. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.)
- Sophokles, Tragödien. In neuer Uebersetzung von Oskar Kubatsch. (Bielefeld, Velhagen u. Klasing.)
- Fulda, Ludwig, Die Kameraden. Lustspiel in 3 Aufzügen. Zweite Aufl. (J. G. Cotta'sche Buchh., Nachfolger.)
- Baumgart, Herm., Goethe's Geheimnisse und seine „Indischen Legenden“. (Ebendasselbst.)
- Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Hrsg. von Theodor Schiemann. VII. Band: Jugenderinnerungen des Professors Alexander Zwanowitsch Nikitenko. Aus dem Russischen überfetzt von N. Türstig. (Ebendasselbst.)
- Schulke, Dr. Siegm., Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas. Einige Kapitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Halle, Kaemmerer & Co.)
- Meincke, Friedrich, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. I. Bd. (J. G. Cotta'sche Buchh., Nachfolger.)
- Brümmel, Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Vierte Ausgabe. 1. Lief. (Leipzig, Ph. Neclam jun.)
- Hartwig, Arthur, Erinnerungen. Vier Erzählungen. (Krensburg, Verlag des Krensb. Wochenbl.)



Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthschaftlicher Werke.

Mein **landwirthschaftliches Bücherverzeichnis**, 1890 erschienen, **120 Seiten stark**, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades**, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Abonnements-Einladung.

Mit dem vorliegenden Heft beginnt ein neuer, der achtunddreißigste Jahrgang der „Baltischen Monatschrift“. Indem wir um

baldige Erneuerung des Abonnements

bitten, bemerken wir, daß das Programm der „Baltischen Monatschrift“ nach wie vor daselbe bleibt. Die neubegründete litterarisch-belletristische „Beilage zur Baltischen Monatschrift“ wird auch in diesem Jahrgang regelmäßig erscheinen und Beiträge unserer namhaftesten Dichter und Schriftsteller bringen. Trotz des fast verdoppelten Umfanges der einzelnen Hefte bleibt der Abonnementspreis derselbe wie früher:

8 Rbl. jährlich, über die Post 9 Rbl.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, ferner die Expedition der Baltischen Monatschrift (Riga, I. Weidendamm 5) und die unterzeichnete Verlagshandlung entgegen.

Franz Kluge in Reval.